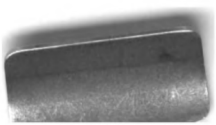
Volksmährch... und epische Dichtung

Theodor von Bernhardi



Digitized by Google

CLEVELAND PUBLIC LIBRARY

REFERENCE DEPARTMENT

No.

The Gift of JOHN G. WHITE

ALL persons are entitled to the benefits of the Library unless debarred by transgressing the rules. Perfect quiet must be maintained. No use of books will be allowed to persons with unclean hands; neither will it be permitted to handle books roughly.

Any injury, mutilation, or defacement of books or other property of the Library is a violation of the following statute of the State of Ohio:

"Section 6863. Whoever maliciously destroys or injures any property not his own, shall, if the value of the thing destroyed, or the injury done, is one hundred dollars or more, be imprisoned in the penitentiary not more than seven years or less than one year, or, if the value is less than that sum, be fined not more than five hundred dollars, or imprisoned not more than thirty days, or both."

(C. P. L. Form 1218-J.G.W. 5.000-4 1928.)

Digitized by Google

Volksmährchen und Epische Dichtung.

Ein Vortrag

von

Theodor von Bernhardi.

GR165
.B4

SOLD BY
CLEVELAND
PUBLIC LIBRARY
CLEVELAND
PUBLIC LIBRARY

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1871.

DW
INDIANA UNIVERSITY
LIBRARIES
BLOOMINGTON
Digitized by Google

Der Inhalt dieser Blätter ist, was der Titel besagt —: ein in einem wissenschaftlichen Verein gehaltener Vortrag. Er wird auf den Wunsch einiger Mitglieder des Vereins der Oeffentlichkeit übergeben, da schien es angemessen, ihm die anspruchslose Form zu lassen, in der er entstanden ist. —

Digitized by Google

CLEVELAND PUBLIC LIBRARY

Der Gesellschaft, die sich in diesen Räumen versammelt, sind wissenschaftliche Vorträge in populärem Gewande versprochen worden; Vorträge wissenschaftlichen Inhalts ohne den technischen Apparat der zünftigen Wissenschaft. Indem ich es unternehme, Ihre Aufmerksamkeit auf Mährchen und Sagen zu lenken — auf Volksmährchen namentlich; auf Ueberlieferungen, die meist sogar nur in der Gestalt von Kindermährchen auf uns gekommen sind, und in unseren Tagen nicht einmal mehr ausschließlich allein die Poesie der Kinderstube bilden, scheine ich aus diesem Programm herauszutreten. Doch müßte es an meiner Behandlung liegen, wenn sich nicht im Verlauf sofort ergebe, daß dem gewählten Stoff die ernste Bedeutung keineswegs fehlt; daß uns in diesen oft so unscheinbaren, dem Anschein nach in nicht seltenen Fällen sogar widersinnig oder kindisch zu nennenden Ueberlieferungen Zeugnisse des ältesten Bewußtseins der Völker erhalten sind; Vorstellungen und Gedankenreihen, die aus dem eigensten Wesen der Völker unmittelbar hervorgegangen, als dessen originellste, eigenthümlichste Schöpfung betrachtet werden müssen, und deren mächtiger Einfluß auf das Culturleben dieser selben Völker sich weithin durch den Gang der Geschichte verfolgen läßt.

Digitized by Google

CLEVELAND
PUBLIC LIBRARY

Es versteht sich wohl von selbst, daß nicht Alles und Jedes, was, in vielen Fällen ohne Zweifel zufällig, Gegenstand einer mehr oder weniger verbreiteten Ueberlieferung geworden ist, diese hohe Bedeutung hat, oder haben kann, die wir für das Volksmährchen in Anspruch nehmen. Wir dürfen eine solche Bedeutung nur denjenigen Ueberlieferungen und Sagen beilegen, in denen wirklich eine selbstständige und unmittelbare Schöpfung des Volksgeistes anzuerkennen ist. Wodurch sich diese unterscheiden — woran wir sie erkennen sollen? — Das ist eine Frage, die sich in dem einzelnen Fall für den Kundigen, dem das ältere Culturleben des betreffenden Volks in seiner Gesammtheit nicht fremd ist, leicht durch die Anknüpfungspunkte beantwortet, die in der Ueberlieferung hervortreten; nämlich in eigenthümlichen Zügen, die auf die Grundanschauungen des Volks zurückweisen, wie diese sich gleichmäßig auch in andere Kundgebungen offenbaren; die das Verständniß des Inhalts vermitteln, indem sie Zusammenhang mit näher oder entfernter Verwandtem erkennen lassen.

Aber es giebt auch gewisse Eigenthümlichkeiten von allgemeinem Charakter, die, leicht erkennbar, gleichmäßig in allen Erzeugnissen ursprünglicher Volkspoesie schon in der Form, in der Art und Weise wie der Gegenstand aufgefaßt und behandelt wird, hervortreten, und von deren Wesen wir uns am leichtesten Rechenschaft geben, wenn wir das Volksmährchen und die mährchenhafte Sage mit derjenigen Dichtungsart vergleichen, die ihnen am nächsten verwandt zu sein scheint, und doch in der That ihren geraden Gegensatz bildet —: mit den dichterischen Schöpfungen des individuellen Geistes, der sich in einem mehr oder weniger willkürlich gedachten Wunderbaren ergeht; mit dem Kunstmährchen, wie wir es zur Unterscheidung nennen wollen; dem überlegten und durchdachten Werk des Dichters.

Dem Dichter, der sich auf das Gebiet des Wunderbaren

Digitized by Google

wagt und der sich dabei an ein Publikum von vielseitiger, umfassender Bildung — von unbefangener Empfänglichkeit wendet, sind keine bestimmten Grenzen gezogen, keine Fesseln angelegt. Er ist an keine Tradition gebunden, an keine unbeugsam herrschende Vorstellung, der er sich etwa fügen müßte, weil er seine Zuhörer von ihr beherrscht wüßte. Es ist in seine Hand und in seine Macht gegeben, die Welt des Wunderbaren, in die er uns einführen will, nach freier Willkür zu schaffen und zu gestalten, wie ihn der Genius leitet, und er wird uns für sie gewinnen, wenn er nur dabei die Bedingungen erfüllt, von denen im Allgemeinen das Gelingen eines jeden Kunstwerkes abhängig ist. Wir werden ihm gerne folgen in das Wunderland, das er gleichsam für uns entdeckt, wenn der Genius jene Macht in die Darstellung zu legen weiß, die unsere Theilnahme gewinnt, und uns mit sich fortreißt; wenn sein Gedicht als ein abgerundetes, in sich vollendetes und abgeschlossenes Kunstwerk vor uns steht, das seine Erklärung in sich selbst trägt und keines Commentars bedarf, keiner Erklärung, die erläuternd von außen hinzutritt; wenn mithin namentlich das Wesen des Wunderbaren, das wir für ein Wirkliches annehmen sollen, in der Darstellung selbst bestimmt gezeichnet und umgrenzt hervortritt. Als Hauptbedingung des Gelingens dürfen wir zuletzt hinzufügen, daß der Dichter selbst dem einmal gezogenen Ideenkreise dann auch folgerichtig treu bleibe; daß Handlung und Darstellung sich folgerichtig innerhalb der einmal, wenn auch noch so willkürlich gezogenen Grenzen halte und bewege. — Wenn der Dichter Bilder und Erscheinungen einführt und in den Gang der Erzählung verwebt, die ihrer Natur nach einer anderen Reihe von Vorstellungen angehören, die der vorausgesetzten mährchenhaften Weltordnung schon dadurch widersprechen, daß sie ihr eben fremd sind und in keinem inneren Zusammenhang

Digitized by Google

mit ihr stehen — dann zerstört er selber den Zauber, der uns umfangen halten soll; der innere Widerspruch, der dann in dem Gedicht liegt, hebt es in sich selbst auf, vernichtet es gleichsam vor unseren Augen, und wir verwerfen das Ganze so wie er zu Tage tritt — eben um des Wunderbaren willen, das mit sich selbst im Widerspruch erscheint.

Der Beispiele, in denen sich die Nothwendigkeit, diesen Bedingungen zu genügen in zweifacher, entgegengesetzter Weise, in Gelingen und Mißlingen offenbart, erinnert sich wohl ein jeder. Wer kennt nicht das reizende Mährchen Goethe's, das er „die neue Melusine" genannt hat? Die graziöse Wunderwelt emsiger, kunstreicher Zwerge, die unter ihrem König im Innern der Berge hausen, diese Welt, in die der Dichter uns scherzend und spielend einführt, und die er in eigenthümlicher Weise mit der platten Alltäglichkeit des menschlichen Daseins in unmittelbare Verbindung bringt — die ist eine selbstständige und willkürliche Schöpfung seiner Phantasie. Die zierlichen kleinen Gestalten, die er uns vorführt, gleichen dem Zwerg Laurin und seinen Genossen, den schmiedenden, rusigen, ungestalten, Kinder stehlenden und überhaupt diebischen, oft boshaft neckenden Zwergen der alten deutschen Mythologie, des alten Volksglaubens so wenig, daß man höchstens sagen kann: die allgemeine Vorstellung von dem Dasein zwerghafter Wesen, die im Innern der Berge Schätze sammeln und hüten, auch ihm aus den Mährchen der Kinderstube her geläufig, hat dem Dichter die allgemeine, entfernte Veranlassung zu dieser Schöpfung gegeben. Mit den celtischen Sagen und Ueberlieferungen von den Melusinen, oder richtiger Merlusinen — die, beiläufig bemerkt, in ein und anderer Beziehung, den Schwanen-Jungfrauen der deutschen Mythologie gleichzustellen sind —: mit denen vollends hat Goethe's Gedicht durchaus nichts zu schaffen. Der Titel ist nur gewählt,

um die niedliche kleine Heldin des Mährchens als ein Wesen zu bezeichnen, das vorübergehend, durch die Bande der Neigung, die sie an einen Sterblichen fesseln, der menschlichen Gesellschaft angehört, ihrer eigenen Natur nach aber einer ganz anderen Kategorie von Wesen; einer anderen Welt.

Wie willkürlich aber auch die ganze Schöpfung sein mag, diese bunte Zwergenwelt trägt im Lauf der Erzählung ihr eigenes Wesen so bestimmt und anschaulich gezeichnet, so vollständig zur Schau, der Dichter weiß mit so vielem Glück alles zu meiden, was diese Welt in offenbaren Widerspruch mit der Wirklichkeit oder mit einer anders gedachten Weltordnung zeigen könnte, daß wir durch nichts in dem anmuthigen Traum gestört werden, und gern in dem Kreis von Vorstellungen verweilen, den der Dichter um uns zieht.

Das Gleiche können wir — um uns durchaus an Beispiele der höchsten Art zu halten — von Shakespeare's „Sturm" sagen. Die dramatische Form thut hier nichts zur Sache. Da sehen wir einen vertriebenen Fürsten, Prospero, mit seiner Tochter auf einer wüsten Insel. Zauberkünste haben ihn im lecken Boot sicher dorthin gebracht; die Macht, die er über die Geister der Luft zu üben weiß, gestattet ihm, seine Feinde an sein einsames Gestade zu führen, sie in seine Gewalt zu bringen, zu strafen und zu versöhnen. Die luftigen Geister aber, die seinen Winken gehorchen, sind keiner Mythologie, keiner Ueberlieferung entlehnt; sie sind des Dichters eigene, willkürliche Schöpfung. Aber das Gedicht bewegt sich folgerichtig in dem einmal gezogenen Kreise, kein fremdes Element tritt störend hinein — und wir lassen diese Zauberwelt gelten.

Ein anderes, früheres Werk des Dichters zeigt dagegen, wenn wir nicht irren, wie nahe auf diesem phantastischen Gebiete stets für den Dichter die Gefahr liegt, sein eigenes luftiges

Digitized by Google

Gewebe selbst zu zerreißen, und sein Gedicht in sich selbst zu vernichten. Ich meine jenes Elfenspiel, das trotz des störenden Vergehens das ich darin wahrzunehmen glaube, stets zu den reizendsten Gebilden gehört, die je ein Dichtergeist geschaffen hat, den „Sommernachtstraum."

Elfen, geführt von Oberon und Titania, König und Königin, umschweben hier im Mondschein die Menschen und nehmen Antheil an ihrem Thun und Treiben; das Gedicht selbst belehrt uns darüber, welcher Art diese Wesen sind, die im Mondlicht walten. Wir erkennen wohl, daß der germanische Volksglaube, zu Shakespeare's Zeit in England noch in manchen Schichten der Bevölkerung lebendig, den Dichter auf die Vorstellungen geführt hat, denen er in diesem Schauspiel Leben verleiht, aber wir sehen auch, daß er die Elfenwelt, wie sie im Volksglauben gedacht war, willkürlich umgestaltete, wie es eigene Inspiration und die Natur seines Gedichts ihm eingaben.

Die Mythologie der Völker germanischen Stammes kennt nämlich eine doppelte Elfenwelt: die Dunkel- oder Schatten-Elfen, die vielfach mit den kunstreichen und meist bösartigen Zwergen zusammenfallen, und die Licht-Elfen, von denen uns in Lied und Sage weit weniger berichtet wird; deren eigenes Dasein wie ihr Eingreifen in das Leben der Menschen, sehr viel unbestimmter und weniger bedeutend gedacht scheint. In der angelsächsischen Ueberlieferung insbesondere, in dem Volksaberglauben, der theilweise auch jetzt noch in Schottland einheimisch ist, verschwimmen beide, Licht- und Dunkel-Elfen in Eins. Die schöne Gestalt der Elfen, der beglückende Glanz des Elfen-Daseins, das Alles, den Vorstellungen von Licht-Elfen entlehnt, ist, dem angelsächsischen Volksglauben zufolge, ein trügerischer Schein, durch bösen Zauber bewirkt. Wem es gelingt, den

Digitized by Google

Zauber zu brechen, der sieht die Elfen und Alles was sie umgiebt in ihrer wahren, abschreckenden Gestalt und erkennt sie als bösartige Wesen, ihr eigenes Dasein als ein qualvolles.

Von diesen Vorstellungen hat sich Shakespeare losgesagt; die Licht-Elfen in ihrem ungetrübten Glanz, entkleidet von allem Bedenklichen, das sie zum Gegenstand des Mißtrauens und der Furcht machen könnte, sind es, die Träumen gleich seine Sommernacht beleben, aber ohne daß er sich durch irgend eine Tradition gebunden hielte.

Zwar erscheinen die Elfen auch in der Ueberlieferung, wie in seinem Gedicht, immer als ein „Volk", nicht als vereinzelte Genien; sie werden ausdrücklich ein Volk genannt und haben einen König, und wenn wir uns blos an den Namen halten wollen, können wir in Oberon wohl den Elfenkönig des Volksglaubens wieder erkennen. In den Ueberlieferungen nämlich, die unmittelbar aus deutscher Quelle auf uns gekommen sind, wird dieser König Alberich genannt, was eben nichts Anderes heißt, als Beherrscher dieser besonderen Geisterwelt. Den Alb, Alben ist das eigentlich deutsche Wort, das diese kleinen Wesen bezeichnet; Elf, Elfar ist die scandinavische, norwegische und isländische Form desselben Wortes. Wie nun die deutsche Sage, als das römische Weltreich zusammenbrach, den erobernden deutschen Stämmen in die westlichen und südlichen Länder Europa's folgte, und zum Theil auf die Völker romanischer Zunge übertragen wurde, gestaltete sich, wie das namentlich die neugeschaffene Sprache der Westromanen erforderte, die ein deutsches a-l, stets in a-u auflöst, — und z. B. den Namen Raynald in Renaud verwandelt, auch Alberich zu Alberon und Auberon. Unter diesem Namen erscheint der Elfenkönig zuerst in der altfranzösischen Fabel von Huon von Bordeaux, die dem dreizehnten Jahrhundert angehört und Wieland's bekanntem Gedicht

als Vorbild gedient hat. Außer dem Namen aber hat Shakespeare's Oberon nichts mit dem Elfenkönig der überlieferten Volkssage gemein. Dieser ist ein Greis mit langem, schneeweißem Bart, der bis auf den Gürtel herabreicht; nicht der jugendlich schöne Genius, den uns Shakespeare vorführt. — Die Elfenkönigin Titania vollends ist der Ueberlieferung durchaus fremd; von einer Königin der Elfen weiß die deutsche Sage überhaupt wenig zu berichten, und wo einer solchen beiläufig gedacht wird, hat sie entweder gar keinen Namen, oder sie wird Hulbra oder Bertha genannt.

Wie unabhängig von jeder Ueberlieferung, wie willkürlich gedacht aber auch Shakespeare's Elfenwelt sein mag, wir lassen sie in ihrer Schönheit sehr gern gelten. Sie spricht ihr eigenes Wesen an mehr als einer Stelle des Gedichts sehr genau aus, und bewegt sich stets wirklich in dem Kreise, den der Dichter gezogen hat. Daß von Athen gesprochen wird; daß der Herzog von Athen Theseus heißt, das stört uns nicht, denn überall sind bei den menschlichen Wesen, deren Geschick hier mit den Ereignissen des Feenreichs verflochten erscheint, Sitten und Gesinnungen germanischen Ursprungs vorausgesetzt, wie sie zur deutschen Sage und zu dem deutschen Volksglauben oder Aberglauben stimmen. Shakespeare setzt selbst die Kleidung seiner eigenen Zeit voraus — und sie ist wesentlich — jede andere würde stören. — So paßt im Ganzen Alles wohl zusammen — an ein Paar Stellen jedoch, die aus dem Costume des Ganzen — dies Wort im weiteren Sinn genommen — fremdartig hinausfallen, tritt die Gefahr nahe, daß dieses Fremdartige unsere Illusion nicht nur stören, sondern vollständig aufheben könnte.

So wenn des Theseus Braut, Hyppolita, erzählt:

> Ich war beim Hercules und Kadmus einst,
> Die mit spartan'schen Hunden einen Bär
> In Kreta's Wäldern hetzten —

oder wenn später Theseus selbst seines Vetters Hercules als eines noch lebenden Zeitgenossen gedenkt. An solchen Stellen tritt uns die antike Welt, griechische Mythologie und Sage in etwas zu bestimmter Form nahe, und es erwacht das Bewußtsein, daß die nordischen Elfen nicht in die Welt der Götter Griechenlands gehören, daß hier Widersprechendes in eine Verbindung gebracht ist, der eigentlich jeder innere Halt fehlt. Da jener antiken Gestalten nur vorübergehend gedacht wird, können wir noch darüber hinweg gehen — aber wer kann zweifeln, daß das Gedicht sich in einen fast komischen Mißlaut auflösen müßte, wenn Hercules, in seine Löwenhaut gehüllt, leibhaftig darin aufträte — oder wenn vollends die Götter des Olymp handelnd, weltherrschend eingeführt würden. Ja, wenn man nur den thörigten Versuch machen wollte, das Elfendrama in antiker Tracht, in griechischem Gewand und Mantel zu spielen, wie die Namen der auftretenden Personen zu fordern scheinen, würde es schon dadurch zu einer nicht beabsichtigten Parodie.

Wohin wir den Blick wenden auf dem Gebiet dieser Dichtungsart, überall belehrt uns die Erfahrung in gleicher Weise, daß der Dichter sich wohl von den Gesetzen der Wirklichkeit lossagen kann, in der wir leben, nicht aber von denen der Kunst; daß wir unwillkürlich, ja unbewußt von ihm fordern, er soll uns auch im Mährchen ein in sich und durch sich selbst gerechtfertigtes Kunstwerk bieten.

Ganz anders verhält es sich mit dem Volksmährchen; es entspricht keiner dieser Forderungen, und wir lassen es dennoch gelten, weil wir uns sagen müssen, daß uns in ihm nicht eine freie Schöpfung des Geistes, sondern eine in eigenthümlicher, nicht immer leicht zu enträthselnder Weise bedingte und gebundene Ueberlieferung vorliegt. Nicht als ein in sich vollendetes Kunstwerk steht es vor uns, sondern seinem eigensten Wesen

Digitized by Google

nach, als ein Fragment; als ein Bruchstück aus einer unbekannten längeren Reihe von Vorstellungen und Ueberlieferungen. Auch die Natur des Wunderbaren, das darin auftritt, wird nicht ausgesprochen, nicht gleichsam bei Namen genannt; wir erfahren nicht, innerhalb welcher Grenzen es sich bewegt. Es wird einfach als selbstverständlich und als bekannt vorausgesetzt.

Und das Volksmährchen ist auch wirklich, was es vermöge dieser Art von Mangelhaftigkeit zu sein scheint; es ist ein Fragment; ein Bruchstück urzeitlicher Mythologie und Volksreligion, oder uralter geschichtlicher Erinnerungen, die weit jenseits aller geschriebenen Geschichte liegen. Das Wesen des Wunderbaren aber, das darin waltet, ist mit einer Art von Nothwendigkeit als bekannt und selbstverständlich unerklärt geblieben — denn es war wirklich zur Zeit als das Mährchen entstand, allgemein bekannt; herrschender Volksglaube der keiner Erklärung bedurfte. Einer späteren Zeit aber, auf die es durch Ueberlieferung überging, fehlte der Schlüssel zum Verständniß dieses Wunderbaren. Wir müssen hinzufügen, daß es eben dieses Uebernatürliche ist, das, weil es unerklärt bleibt, vorzugsweise den Charakter des Fragmentarischen an sich trägt. Denn kann auch der einzelne Mythus, insofern er eine Begebenheit erzählt, diese zu einem Abschluß bringen und zu einer gewissen Vollendung abrunden, so bleibt dagegen das Uebernatürliche unbestimmt und Bruchstück, weil natürlich nie die Gesammtheit der alten, heidnischen Götterwelt in der einzelnen Sage thätig hervortritt. Es sind immer und in einer jeden — wie in der griechischen Sage eben auch — nur einzelne höhere Mächte, die, in dem besonderen Fall, thätig eingreifen in das Schicksal der Menschen und Wesen, von denen die Erzählung spricht; immer nur einzelne Elemente einer Götter-, Genien- und Dämonenwelt, die uns nie und nirgends in ihrer Gesammtheit gewiesen wird.

Digitized by Google

Erinnern wir uns eines Mährchens, dessen Inhalt dafür bürgt, daß es aus urälteſter Zeit auf uns gekommen iſt, und uns das Volksbewußtſein unſerer deutſchen Ahnen aus einem früheren Jahrtauſend — wie der Kundige auf den erſten Blick überſieht — in überraſchender Ungetrübtheit wiederbringt, und alles eben Geſagte wird uns ſofort anſchaulicher werden. — Ich meine das ſchöne Kindermährchen von der Königstochter und dem Roß Falada, an deſſen Gang und Inhalt ich hier zu erinnern verſuche.

Das Mährchen ſpricht zuerſt von einer Königin, die Wittwe und Mutter einer einzigen Tochter iſt. Dieſe Tochter, die Heldin der Erzählung, wird einem Königsſohn in fernem Lande verlobt, und wie ſie aufbricht zur Reiſe in ihre künftige Heimat, wie koſtbares Geräth als Mitgift auf Saumroſſe geladen iſt, da begiebt ſich zuletzt, in der Abſchiedsſtunde, die Mutter in ihr beſonderes Gemach, ritzt mit einem Meſſerlein ihren Finger, und läßt drei Tropfen Blut aus der Wunde, auf ein weißes Läppchen fallen. Dieſes Läppchen giebt ſie der Tochter, und gebietet ihr, der Blutstropfen wohl zu achten, ſie ſorgfältig zu verwahren, ſie würden ihr unterwegs Noth thun. Auf ihrem Roß Falada tritt die junge Fürſtin ihre Reiſe an — aber erſchreckt und außer Faſſung gebracht durch die Widerſetzlichkeit ihrer Dienerin, verliert ſie das Läppchen mit den Blutstropfen, das ſie im Buſen bewahrt, indem ſie ſich über einen Bach hinbeugt, um einen Trunk zu ſchöpfen. Der Strom entführt, unbemerkt von ihr, das Amulet mit dem Blut der Mutter — und von Stund an iſt die Fürſtin ohnmächtig der Gewaltſamkeit ihrer treuloſen Dienerin gegenüber. Sie muß mit dieſer Kleider wechſeln und Rollen tauſchen; die Dienerin beſteigt Falada und gilt für die Fürſtin; die Fürſtin ſelbſt dagegen rettet ihr Leben nur durch einen theueren Eid, den geübten Frevel und ihr Leid

Digitized by Google

keinem Menschen zu verrathen, und sieht sich schlimmer Dienstbarkeit verfallen. — Das Ziel der Reise wird erreicht — die Dienerin dem Königsohn vermählt. Die falsche Fürstin weiß dann ihre ehemalige Herrin fern zu halten, indem sie ihr, als einer geringen Magd, die niedrigsten Dienste auftragen läßt. Die echte Fürstin muß, mit einem Knaben, einem Knecht zusammen die Gänse hüten. Die Verrätherin aber fürchtet, das treue und verständige Roß Falada könnte das begangene Verbrechen verrathen, und veranlaßt ihren Gemahl, den Königssohn, es tödten zu lassen.

Durch Bitten und Versprechen weiß die Fürstin den damit beauftragten Knecht zu gewinnen, daß er ihr einen Wunsch erfüllt, wenn er auch das edle Thier nicht am Leben lassen darf. Er läßt sich bewegen, Falada's abgeschlagenes Haupt in einem dunklen Thorweg, durch den die Fürstin jeden Morgen mit ihrer Heerde ziehen muß, an die Wand zu nageln. — Und so oft sie nun, begleitet von dem leibeigenen Knaben, der ihr Dienstgenosse geworden ist, und der Kurt oder Kürdchen genannt wird, ihre gefiederte Heerde vorüber treibt, ruft sie Falada an:

„O Du Falada, da Du hangest"

und der Kopf antwortet:

„O Du Jungfer Königin, da Du gangest,
wenn das Deine Mutter wüßte
ihr Herz thät ihr zerspringen"

Still zieht die Fürstin weiter, zum Schloß hinaus auf den Anger, wo die Gänse weiden; dort setzt sie sich auf den Rasen, löst ihr schönes blondes Haar, das wie reines Gold in der Sonne glänzt, und beginnt es zu kämmen, zu ordnen und neu zu flechten. Kürdchen freut sich des Anblicks und möchte sich gern einer Locke bemächtigen; aber die Fürstin spricht:

„Wehe, weh' Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen

und lass' ihn sich mit jagen
bis ich mich geflochten und geschnazt
und wieder aufgesetzt."

Und wirklich erhebt sich ein Windstoß, der Kürbchens Hut weit in das Feld entführt. Der Knabe muß ihm nachlaufen, aber der Wind jagt ihn weiter und weiter, so daß der Verfolgende ihn nicht eher fangen, nicht eher zurückkehren kann, als bis die Fürstin ihr Haar fertig geordnet hat. Dann erst legt sich der Wind.

Dieselbe Scene wiederholt sich Tag für Tag, bis am Ende Kürbchen verdrießlich vor den Vater des jungen Fürsten, dem die treulose Dienerin vermählt ist, vor den alten König tritt und erklärt, mit diesem Mädchen wolle er nicht mehr die Gänse hüten. Der alte König fragt weßhalb? — Da muß dann der Knabe erzählen, wie sie im Vorbeigehen mit Falada's Haupt Worte wechselt — wie sie ihn dann täglich auf der Wiese neckt und seinem Hut nachjagen läßt.

Verwundert befiehlt darauf der alte König dem Knaben auch den folgenden Tag wie gewöhnlich die seltsame Magd auf die Wiese zu begleiten — und er folgt selbst beiden unbemerkt, belauscht das hütende Paar und sieht nun selbst den Hergang, wie er sich an den früheren Tagen begeben, noch einmal wiederholt. — Am Abend dieses Tages stellt er dann die wider Willen verkleidete Fürstin zur Rede, fragt nach der Ursache ihres Thuns und verlangt Auskunft über ihr geheimnißvolles Wesen. — Die Fürstin erklärt sich durch einen Eid gebunden; keinem Menschen dürfe sie ihr Leid klagen. — Nach vergeblichen Bemühungen sie zum Sprechen zu bewegen, entfernt sich der König, indem er andeutet, wenn sie zu Menschen nicht reden dürfe, könne sie doch dem eisernen Ofen klagen was ihr geschehen, welcher Frevel an ihr geübt worden sei. — Das thut die junge

Digitized by Google

Fürstin denn auch, sobald sie sich allein sieht; aber natürlich horcht der alte König — wie das Mährchen in seiner heutigen Gestalt erzählt, an der Ofenröhre, da die Fürstin in den Ofen gekrochen war, um dort ihre Geheimnisse auszusprechen. — So wird dem König ihr Schicksal kund; — er glaubt ohne jeden Zweifel ihren Worten, macht auch seinen Sohn bekannt mit Allem was geschehen, heißt die Fürstin reiche, fürstliche Gewande anlegen, und führt sie in den Saal, wo die treulose Dienerin, verblendet im Uebermuth, ihre Herrin nicht erkennt. Beim Mahle legt dann der alte König der Verrätherin die Frage vor, was wohl ein Knecht verdiene, der durch Gewalt und Verrath die Stelle seines Gebieters eingenommen und dessen Rechte an sich gerissen habe? — „Von Pferden zu Tode geschleift zu werden!" — lautet die verwegene Antwort der Uebermüthigen — und „Du hast Dein eigenes Urtheil gesprochen!" erklärt der König. — Natürlich wird der Spruch vollzogen, und der Königsohn reicht der echten Braut, der befreiten Fürstin die Hand.

Wie vieles bleibt hier unerklärt, als verstünde es sich von selbst und bedürfe keiner Erklärung! — Daß jenes Läppchen mit den Blutstropfen ein schützender Talisman ist, leuchtet uns ohne Weiteres ein —: aber wie? — warum? — vermag die Mutter der jungen Fürstin einen solchen zu schaffen, und ihm die schützenden Zauberkräfte zu verleihen? — Und warum gehorchen die Winde den Winken der jungen Fürstin? — Wodurch bestimmt glaubt der alte König sofort ihren Worten? — Ueber das Alles giebt die Erzählung selbst in keiner Weise Auskunft.

Dennoch fehlt dem Mährchen die Erklärung nicht. Wir finden sie im Tacitus. Dort müssen wir sie suchen. Vor achtzehn Jahrhunderten hat der große Römer, in dem erhabenen und wunderbar wahrhaften Bilde, das er von dem Sein und

Digitized by Google

Leben unserer deutschen Ahnen entwirft, auch den Schlüssel zu dem Verständniß dieses — wie eben daraus hervorgeht — uralten Mährchens niedergelegt.

Tacitus belehrt uns, welche Stellung die Frau in dem Hause des Deutschen einnahm, — den die Culturvölker der alten Welt einen Barbaren nannten — und welche Stellung nicht selten der begabten Fürstin im Leben des Volks angewiesen war. Die Stellung der mit Achtung umgebenen deutschen Frau im Hause ihres Mannes war eine andere, freiere und höhere als die Gattin des feingebildeten Griechen hoffen durfte. Diese Achtung der Frau war dem deutschen Stamm eigenthümlich. — Wir sagen niemandem etwas Neues, wenn wir daran erinnern, daß die freiere Stellung, deren die Frau sich im Allgemeinen in der modernen Welt erfreut, ja selbst der Frauencultus, der mit dem Ritterthum des Mittelalters verbunden war, ihre Wurzeln in der Hütte haben, die der alte Deutsche im Urwald bauete.

Die Achtung, die dort dem Weibe gezollt wurde, konnte aber nicht bestehen, sich nicht erhalten, wenn das Recht darauf nicht durch Bedeutung und Würde des weiblichen Daseins stets von Neuem bewährt und gewonnen wurde. Und die Berichte, die uns aus der Urzeit geblieben sind, lassen auch erkennen, durch welcherlei Kenntnisse und Thätigkeit im Hause und selbst in weiteren Kreisen die deutsche Frau ihre Würde geltend machen konnte.

Die Deutschen waren auch zu den Zeiten wo die Römer zuerst mit ihnen in Berührung kamen, vor zweitausend Jahren, nicht ganz ohne Schriftthum. Das Runen-Alphabet war bekannt; es wird uns von Holztäfelchen erzählt, in die Zeichen geschnitten waren, die Kunde gaben von Ereignissen, von Geschehenem. Tacitus berichtet, daß in Baumzweige, deren man sich in eigenthümlicher Weise bediente, um durch Wurf und Fall

Digitized by Google

das Schicksal zu befragen, Zeichen, d. h. Runen eingeschnitten waren. Unsere Sprache bewahrt noch gar manche Erinnerung, wie an jene ältesten Zeiten überhaupt, so an diese älteste Art der Mittheilung durch Schriftzeichen insbesondere. Die Buche sollte uns, der Beziehungen wegen in denen sie zu den ersten Fortschritten höherer Gesittung bei den Deutschen steht, ein hochheiliger Baum sein. Die Runentäfelchen, die Runenstäbe, waren von Buchenholz; daher kömmt es, daß wir noch heute die Zeichen, deren sich die Schrift bedient, Buchstaben nennen, und eine Anzahl beschriebener zusammengehefteter Blätter, ein Buch. Die Zeichen wurden auf diese Täfelchen und Stäbe nicht gemalt: sie wurden eingeschnitten und geritzt — in Folge dessen nennen wir noch heute eine Zeichnung gewisser Art einen Riß — einen Abriß, und die Werkzeuge, deren man sich beim Zeichnen bedient, ein Reißzeug — eine Reißfeder.

Natürlich aber konnte die Kenntniß der Runen unter einem Volk, das in solchen uranfänglichen Zuständen lebte, nicht sehr verbreitet sein, am wenigsten unter den Männern, deren Leben Jagd und Krieg ausfüllten. Die Frauen waren es, welche diese Kenntnisse bewahrten, und zwar vorzugsweise die edelgeborenen, die Frauen aus fürstlichem Geschlecht, auf denen nicht in demselben Grade, wie auf den Lebensgefährtinnen der übrigen Freigeborenen, die Mühen des Tages und die Sorgen des Hauses lasteten.

Auch gar manche andere Kenntnisse gehörten vorzugsweise, oder selbst ausschließlich, in die Lebenssphäre des Weibes. So namentlich die wenigen und gewiß zum Theil seltsamen Kenntnisse von Heilkunde, die es gab, und die natürlich vorzugsweise die Heilung der im Kampf erhaltenen Wunden zum Gegenstand hatten. „Zu ihren Müttern," so erzählt Tacitus von den alten Deutschen, „zu ihren Frauen gehen sie mit ihren

Digitized by Google

Wunden — und die Frauen beben nicht davor zurück, Wunden zu berühren und zu verbinden." — Mochten aber auch alle Frauen mehr oder weniger gewöhnt und geübt sein, Wunden zu verbinden —: die Kenntniß weiterer Heilmittel war gewiß nicht allen gemein, sondern nur wenigen eigen, die in dem Rufe besonderer Würde und Weisheit standen, und wurde in den edlen Geschlechtern durch Ueberlieferung von Müttern auf Töchter vererbt. Worin aber konnten diese Kenntnisse bestehen? — Sie umfaßten wohl nur die Kenntniß einer mäßigen Anzahl einheimischer Kräuter und ihrer Blut stillenden oder Schmerzen lindernden Eigenschaften; daneben aber auch die Kenntniß alter Sprüche, Reime und Segensformeln, die über die Wunden oder über die Waffen gesprochen wurden. — Hat sich doch der Glaube an sogenannte Besprechungen einer Wunde oder anderweitige Verletzungen, und an ihre Wirksamkeit bis auf unsere Zeit erhalten, und die Formeln, die dabei gebraucht werden, verrathen zum Theil schon auf den ersten Blick, daß sie uralt sind; daß sie dem Heidenthum, der alten Volksreligion der Deutschen angehören. Eine weitergreifende Untersuchung verweist dann vollends diese Reime und Sprüche in eine noch unermeßlich weiter liegende Urzeit, und liefert den Beweis, daß die Deutschen, wie kein anderes, ein Urvolk sind; wie kein anderes in ungebrochener grader Linie, undurchkreuzt von fremden Elementen, von jenem arischen Urstamm abstammt, dem es gleich Gräko-Romanen, Celten und Slaven entsprungen ist. — Gewiß kann man nicht ohne ein Gefühl, daß mehr noch Ehrfurcht als Erstaunen gleicht, gewahren, daß diese Formeln, die selbst heute noch hin und wieder ein bejahrter Landmann gläubig anwendet, identisch sind mit denen, die in den ältesten Theilen der Vedas, in den Gebeten, vorkommen!

In jenen neueren, und doch schon so alten Tagen aber, in

Digitized by Google

die uns das Mährchen von Falada versetzt, verband das Volk mit der Kenntniß der Kräuter und ihrer Eigenschaften, der heilbringenden Segensformeln und Reime, der Schriftzeichen und des Geheimnisses, durch sie seine Gedanken in die Ferne mitzutheilen — mit diesen Kenntnissen, die hochgeborenen, weisen Frauen eigen waren, die Vorstellung von Zauberkünsten, die solchen Frauen zu Gebote standen —: wie sich von selbst versteht ohne jeden Nebengedanken an einen frevelhaften, strafbaren Verkehr mit unheimlichen Mächten. Denn erst die christliche Religion hat dem Begriff der Zauberei diese Wendung gegeben. In den Augen der alten Deutschen waren diese Zauberkünste, als das Ergebniß erhabener Weisheit, an sich in hohem Grade ehrwürdig — wenn sie auch, gleich allem Erhabenen und selbst Heiligen, je nach dem Charakter der handelnden Personen, zu bösen Zwecken mißbraucht werden können.

So glaubten denn die Deutschen, wie Tacitus berichtet, daß den Frauen etwas Heiliges, etwas Prophetisches inne wohne. Sie verschmähten darum den Rath der Frauen auch in den ernsten Dingen nicht, und öfter gelangten hochgeborene und prophetisch begabte Frauen zu einem gebietenden Ansehen über ganze Völkerschaften und Völkerbünde. So weiß auch Tacitus jene Veleda zu nennen, deren Name in allen Quellen zur Geschichte jener Zeit wiederkehrt, die um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in einem Thurm an der Lippe in Westphalen unter den Bructeren hauste, und lange Zeit die Seele des heldenhaften Widerstandes war, den die Völkerschaften Niederdeutschlands der römischen Weltherrschaft leisteten. Ihre Sprüche waren als Orakel geachtet. Aus noch älterer Zeit weiß Tacitus eine Aurinia — d. h. wie Jakob Grimm deutet, Alirunа — zu nennen, und mehrerer zu gedenken, die als weise Frauen unter den Deutschen hochgeehrt waren — „aber nicht

Digitized by Google

durch Schmeichelreden" wie er, mit einem Seitenblick auf die Römer nnd Römerinnen seiner Zeit, hinzufügt.

Diese ganze Reihe von Vorstellungen ist in dem eben erwähnten Mährchen vorausgesetzt, und nicht nur als bekannt, sondern als in der Wirklichkeit begründet und als allgemein herrschendes Bewußtsein vorausgesetzt. Wir sehen die weise, bejahrte Königin in Zauberkünsten bewandert, einen Talisman verfertigen, der die Tochter schützen soll — und der Tochter, der jungen Fürstin selbst, stehen, auch nachdem sie den schützenden Talisman verloren hat und fremder Gewalt verfallen ist, noch von der Mutter erlernte Zaubersprüche zu Gebot, vermöge deren sie den Elementen, den Winden, zu gebieten und selbst in der tiefsten Erniedrigung ihre persönliche Würde zu wahren vermag.

Auch mancher andere Zug des Mährchens deutet in erkennbarer Weise auf die Urzeit, ihre Sitten, ihre sehr einfachen Lebensbedingungen zurück. So darf man es keineswegs etwa blos für eine naive Ungeschicklichkeit des Erzählers halten, daß Kürbchen mit seinen Beschwerden ohne alle Zwischenstufen vor den König tritt. Grade in solchen Zügen vielmehr offenbaren sich uns die Lebensverhältnisse jener fernen Zeit, in der die Fürsten der Deutschen, im Urwald hausend, zwar von einem kriegerischen Gefolge freigeborener Jünglinge, außerdem aber nur von einem leibeigenen Hausgesinde umgeben waren, und in der unmittelbaren Weise patriarchalischer Sitte mit diesen Knechten verkehrten — eben wie die Fürsten der Griechen zu den Zeiten Homers.

Selbst das blonde Haar der jungen Fürstin ist nicht zufällig oder unwesentlich. Der Zug, daß eine verkannte Fürstentochter, eine gefeite Jungfrau oder Frau, die unter dem Bann eines Verhängnisses oder Zaubers steht, ihr lichtes Haar im Sonnenschein in geheimnißvoller Weise kämmt und ordnet, —

Digitized by Google

daß der Glanz ihres Haars die Aufmerksamkeit Hinzukommender auf sie lenkt, kehrt unzählige Mal wieder in deutschen Sagen und Mährchen. Der Deutsche war stolz auf sein reiches blondes Haar; er sah darin den Schmuck des freien Geschlechts; denn es läßt sich denken, daß dieser Schmuck den Knechten, die zum Theil Kriegsgefangene slawischen, celtischen, rhätischen, dann auch lateinischen Stammes waren, oder von solchen abstammten, nicht ohne Ausnahme gemein war. Noch heute ist eine sicilische Dame sehr stolz auf ihr blondes Haar, das in Sicilien den gesammten Adel auszeichnet; und stolzer noch ist eine Spanierin auf blondes Haar, das in ihrem Heimatlande allerdings sehr selten ist. Unterscheidet man sich doch, in Sicilien wie in Spanien durch das blonde Haar in sehr vielsagender Weise von der schwarzlockigen Menge des Volks! — Die Sicilianerin trägt in dem blonden Haar das Zeugniß rein normännischer, die Spanierin den Beweis fleckenlos gothischer Abstammung zur Schau.

Namentlich liebten es denn auch die Deutschen, den reichen, goldgelben Haarschmuck vorzugsweise in den bevorzugten Helden- und Fürstengeschlechtern sich erblich zu denken. Welche Bedeutung ihm beigelegt wurde, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß unter den ältesten Königen der Franken auf erobertem römischen Gebiet, unter den Merwingern, die Bezeichnung „schöngelockt" einen Theil der officiellen Titulatur des Königs ausmacht, der in der Einleitung zu seinen eigenen Decreten „schöngelockt" — commatus et pulcher — genannt wird. — An dem reichen Haarschmuck, an den Zaubersprüchen, die sie weiß, erkennt der alte König, der sie belauscht, in unserem Mährchen die Fürstentochter. Beides bürgt ihm dafür, daß sie Wahrheit spricht.

Der eiserne Ofen, dessen das Mährchen gedenkt, gehört freilich einer späteren Zeit an. Wir müssen uns, wenn wir

die Erzählung in Gedanken in ihrer ursprünglichen Gestalt herstellen wollen, an dessen Stelle den Feuerheerd des Hauses denken, der sich — wie noch heut zu Tage in alterthümlichen Bauernhäusern Westphalens — in der Mitte des Baues, zwischen den Wohnungen der Menschen und dem Stall, auf einer Bühne unter einer Oeffnung im Dach erhebt. Auf diesem Heerd — dem Skorestein — lodert die Flamme, die das Jahr über nie verlöschen darf; heiligen Ursprungs und heilig geachtet. —

(Wir dürfen uns um so zuversichtlicher dieser Vorstellung zuwenden, da Ofen, althochdeutsch Ovan, gothisch Aúhns, altschwedisch Ogn — eigentlich das im Behälter eingeschlossene Feuer bedeutet — ursprünglich aber wohl mit dem Sanskrit Agni — dem Gott des Feuers — in Verbindung zu denken, der Name des Feuers selbst war. So erscheint der Ofen des Mährchens als ein Mißverständniß, das sich wie von selbst, aus der im Lauf der Zeiten unveränderten Bedeutung des Worts ergab.)

Am Heerd, der zugleich die den Göttern geweihte Opferstätte war, am Hausaltar, Angesichts der Flamme, läßt sich, wie bei den Griechen homerischer Zeit, so auch bei den Deutschen, der Bittende, Hülfesuchende nieder, und der Zug, daß Worte, die zu Menschen nicht gesprochen werden dürfen, an die Flamme des Haus- und Opferheerdes gerichtet werden, kehrt sehr oft wieder in Mährchen und Sagen; er tritt selbst in dem Bericht von geschichtlichen Begebenheiten mitunter hervor — sei es, daß wirklich in inhaltsschweren Augenblicken eine Erinnerung an die Sitte ferner Zeit erwachte und zu solcher Handlung bewog, sei es, daß die Ueberlieferung der Erzählung des Ereignisses diesen, dem Volksbewußtsein nahe liegenden Zug anfügte. Da das Feuer als ein Element aufgefaßt wird, als ein lebendes Wesen, in dem höhere Mächte walten, ist der Sinn,

Digitized by Google

daß die dem Menschen gegenüber verbotene Klage oder Warnung an die Götter gerichtet wird.

Besonders merkwürdig aber tritt in der Erzählung das Roß Falada hervor. Man muß sich dabei erinnern, daß das Pferd in den religiösen Riten und Gebräuchen der alten Deutschen eine sehr bedeutsame Stelle einnimmt. Es war den Göttern, besonders dem Wodan und dem Freyr geheiligt. Tacitus belehrt uns, daß in den heiligen Hainen der Deutschen Pferde von besonderer Zucht, schneeweiße Pferde, gehalten wurden, die zu keinerlei Arbeit gebraucht werden durften; — deren Bewegungen aber, deren Wihern, wenn sie vor den Wagen des Gottes gespannt waren, für Zeichen von prophetischer Bedeutung galten, und von den Königen des Volksstamms, oder von Priestern, die das Gespann begleiteten und beobachteten, gedeutet wurden.

Diese heiligen Rosse galten für Wesen, durch welche die Gottheit ihren Willen, oder das nahende Geschick kund thut. Ihre Bedeutung, namentlich bei den niederdeutschen Stämmen, bei den Sachsen, bei denen überhaupt der Wodans-Cultus besonders hervortritt, zeigt sich denn auch darin, daß die Bilder der weißen Rosse Wodans — Hengist und Horsa — auf Stangen erhoben, die zu Friedenszeiten in den heiligen Hainen bewahrten Feldzeichen der Sachsen waren, unter denen dieser mächtige und kriegerische Bund niederdeutscher Stämme in den Kampf zog. — Unter diesen Zeichen landeten die Sachsen auch in England zur Eroberung des Landes. — In Folge eines Mißverständnisses, das in verwandter Weise auch in anderweitigen geschichtlichen Ueberlieferungen wiederkehrt, berichten die lateinischen Chroniken der in England einheimischen celtischen Mönche, die Anführer, die Herzoge der Sachsen hätten mit Namen Hengist und Horsa geheißen.

Digitized by Google

Dann aber wurden dem Höchstverehrten der Götter, dem Wodan, auch Pferde gewöhnlichen Schlages geopfert, und es ist dabei wohl zu beachten, daß das Haupt des Opferthieres, dem Gott besonders geweiht und heilig, weder bei dem Opfermahl verzehrt, noch verbrannt werden durfte. Man pflegte damit manchen Zauber zu treiben; namentlich geschah es oft, daß man das Haupt eines geopferten Pferdes als schützenden Talisman, sich selbst zum Hort, dem Feinde zum Schaden auf eine Stange befestigte, die in die Erde gepflanzt war. Das Antlitz des Rosses wurde der Seite zugewendet, von der man die Gefahr besorgte. In der Sprache der alten Deutschen hieß eine solche gefeiete Stange mit dem Pferdehaupt eine Neidstange.

Als die Römer unter Germanicus wieder bis zu dem Idistavisischen Felde vordrangen, wo die Legionen des Varus in der Hermannsschlacht ihren Untergang gefunden hatten, sahen sie das verhängnißvolle Gefilde mit gebleichtem Gebein bedeckt, und ringsumher Pferdeschädel an den Bäumen. Die Deutschen hatten die im Kampf eroberten Rosse ihren Göttern geopfert, deren Häupter aber als Neidstangen auf die Aeste der Eichen gepfählt. — Und lange hat sich der alte Volksglaube, der solchem Thun zu Grunde lag, auch gegen den Einfluß des Christenthums behauptet. So sieht sich der Pabst Gregor der Große veranlaßt, in seinen Briefen an die Franken-Königin Brunhild gegen den alten Brauch zu eifern. — Ja, noch heute schweben an dem Giebel eines jeden Bauernhauses in der Altmark und Westphalen die in Holz geschnitzten Häupter zweier Pferde — Hengist und Horsa. Sie sind jetzt nur noch eine landübliche Zierde, deren Bedeutung niemand mehr weiß, an deren Beibehaltung indessen doch ein jeder mit einem gewissen Aberglauben hängt. In der alten Zeit aber wurden sie als ein mächtiger Schutz des Hauses betrachtet.

Digitized by Google

In unserem Mährchen mißtraut die treulose Zofe dem edlen, klugen Roß aus prophetisch begabter Zucht, wie deren viele den Helden der alten Dichtung und Sage beigelegt werden. Sie veranlaßt den getäuschten Königssohn, ihren Gemahl, es tödten zu lassen — vielleicht den Göttern zu opfern. Die echte, verkannte Fürstentochter weiß jedoch zu bewirken, daß Falada's Haupt im Thorweg — wohl über dem Thor — in Weise einer Neidstange aufgestellt wird: ihr selbst zum Schutz, der Feindin zum Verderben.

Die Vorstellung, daß dem abgeschlagenen Haupt prophetisch begabter Wesen, wenn ein Zauber darüber gesprochen worden ist, Verstand und Sprache bleiben, und sich in Antworten auf die fragende Zauberformel offenbaren, gehört auch zu denen, die sich in der deutschen Sage vielfach wiederholen. In den ältesten Liedern unbekannter nordischer Skalden aus den Zeiten des alten Götterglaubens ließen sich die Beispiele nachweisen.

So wäre noch Vieles zu sagen über den Inhalt dieses Einen Kindermährchens. Doch ein in seiner Gesammtheit so viel umfassender Gegenstand, wie der, mit dem wir uns hier beschäftigen, kann überhaupt nicht in wenigen Stunden oder auf wenigen Blättern erschöpfend behandelt werden. Um so weniger dürfen wir bei dem Einzelnen verweilen. Andeutungen müssen genügen, und so beschränken wir uns denn darauf, nur im Allgemeinen hinzu zu fügen, daß dieselbe ideelle Weltordnung, die in der Erzählung von den Schicksalen dieser Königstochter hervortritt, mehr oder weniger bestimmt in einer großen Anzahl durch mündliche Ueberlieferung auf die Gegenwart gekommener Mährchen den voraus gesetzten allgemeinen Hintergrund bildet, auf dem sich die Handlung bewegt. In vielen erkennen wir sogar genau dieselbe Reihe von Vorstellungen wieder, wenn auch nicht immer in derselben Reinheit und Vollständigkeit.

Digitized by Google

Wir dürfen nur an das allgemein bekannte, unzählige Mal bearbeitete Mährchen von Aschenbrödel erinnern. Da sehen wir auch eine Fürstentochter in tiefer Erniedrigung von der Stiefmutter mißhandelt, im Besitz von Zauberformeln, die ihr die sterbende Mutter zu ihrem Schutz gelehrt hat. Namentlich gehorchen die Tauben und die Vögel des Waldes ihrem Gebot und kommen ihr zu Hülfe, wenn die Stiefmutter Unmögliches heischt. Auf Aschenbrödels Wort:

„Die guten in's Töpfchen,
die schlechten in's Kröpfchen"

kommen die Vögel herbei und lesen die verschütteten Linsen aus der Asche des Heerdes. —

Doch ehe wir weiter eilen, möge es gestattet sein, noch ein Beispiel anzuführen, das in gar eigenthümlicher Weise zeigt, wie in den Ueberlieferungen, die nur noch in der Gestalt von Kindermährchen der Gegenwart angehören, selbst Vieles, das seiner Natur nach keiner solchen, weit in die Vergangenheit zurückgreifenden Erklärung zu bedürfen scheint, dennoch mit den ältesten Zeugnissen deutschen Geisteslebens in unmittelbarem Zusammenhang steht.

Unter den Kindermährchen welche die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm gesammelt haben, findet sich eine ganz einfache, kurze Erzählung, die in ihrer anspruchslosen Schlichtheit in hohem Grade schön und rührend ist, und eine zarte Saite im Dasein der Frauen in wohlthuender Weise berührt. Sie stammt aus Bayern her und ist „das Todtenhemdchen" überschrieben.

Eine Mutter hat ein schönes, liebenswürdiges Kind, einen Knaben von sieben Jahren, den niemand ansehen kann, ohne ihm gut zu sein. Sie verliert ihn durch den Tod, und weint untröstlich Tag und Nacht um ihn. Nach kurzer Zeit erscheint

Digitized by Google

der Knabe Nachts an den Plätzen, wo er sonst zu spielen pflegte, und wenn die Mutter weint, dann weint auch er bittere Thränen. Wenn aber der Morgen kömmt, ist er wieder verschwunden.

In einer Nacht aber kömmt der schöne Knabe zu ihr in seinem Todtenhemdchen, auf dem Haupt den Blumenkranz, mit dem man ihn in den Sarg gelegt hat. Er spricht zu ihr, klagt und bittet, sie möge aufhören zu weinen; er könne sonst nicht ruhig schlafen im Grabe, denn sein Todtenhemdchen sei feucht von ihren Thränen, die darauf fielen. — Dem Liebling zu Liebe weiß die Mutter ihrem Schmerz und ihren Thränen zu gebieten; sie weint nicht mehr. Da erscheint der Knabe in der folgenden Nacht noch einmal, heiter und freundlich, ein brennendes Kerzchen in der Hand. „Siehst Du," ruft er der Mutter zu, „nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich werde Ruhe haben im Grabe."

Diese einfache Erzählung könnte, scheint es uns, ihrem Inhalt und Charakter nach, auch wohl eine Dichtung unserer Tage sein — und dennoch hat auch sie einen tieferen Grund, und weist auf Ideenkreise und Anschauungen zurück, die wir in überraschender Weise in den allerältesten Zeugnissen germanischen Dichtens und Denkens, in den ältesten mythischen Ueberlieferungen des Volksstammes, dem wir angehören —: in den Edda-Liedern wiederfinden — und zwar in der älteren Edda.

Die cyklischen Gedichte und Mythen, die wir gewöhnt sind, mit dem Namen „Edda" zu bezeichnen, und die uns mit der alten Nationalreligion der germanischen Stämme, insbesondere derer des Nordens bekannt machen, sind nämlich, wie bekannt, in doppelter Gestalt auf uns gekommen. — Die jüngere Edda verdanken wir, wie sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen läßt, dem gelehrten, in Island geborenen Geschichtschreiber Snorrö

Sturläson, der zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebte und mit Fleiß sammelte, was die nordischen Völker zu seiner Zeit noch von den mythischen Vorstellungen der Urzeit im Gedächtniß, in Liedern und Erzählungen der Skalden bewahrten. Sein Werk erzählt die gesammte Götter- und Heldenfabel der Urzeit in Prosa, in die an passender Stelle, gleichsam als die beweisende Urkunde, Bruchstücke alter Lieder mit verwoben sind.

Die ältere Edda, lange vernachlässigt und vergessen, wurde im siebzehnten Jahrhundert — im Jahre 1643 — auf Island von einem dortigen Bischof wieder entdeckt. Die Handschrift, die er auf der fernen nordischen Insel fand, war aus dem elften Jahrhundert; die Ueberlieferung nannte das Werk die „Edda Saemund's des Gelehrten." — Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß Island vom neunten Jahrhundert an durch Norweger bevölkert wurde, die dorthin auswanderten, um sich der in ihrem Heimathlande entstehenden königlichen Gewalt, namentlich der Tyrannei des Königs Harald Harfagr — Schönhaar — zu entziehen; daß diese Auswanderer Odin und Thor — in eigentlich deutscher Mundart Wodan und Donar — als die Götter des Weltalls verehrten und auf der fernen Insel noch Jahrhunderte lang ohne Wanken dem Glauben ihrer Väter treu blieben; daß für sie der Inhalt der Edda-Lieder Religion war. Diese Umstände bürgen uns für das Alter und für die Treue der Ueberlieferungen, die uns in ihnen bewahrt sind.

Diese ältere Edda besteht aus einer Sammlung einzelner Lieder und Gedichte, meist in Gesprächsform, die nur insofern ein Ganzes bilden, daß sie sich alle in einem und demselben Kreise von Sagen und Vorstellungen bewegen, und in ihrer Gesammtheit diesen Kreis, soweit wir sehen können, auch vollständig umschreiben. — Unter diesen Edda-Liedern nun befinden sich drei Lieder vom Helgi. Man hat sie als epische Erzäh-

Digitized by Google

lung von den Schicksalen dreier Generationen gleichnamiger Helden auffassen wollen — wir vermögen darin nur drei verschiedene Versionen einer und derselben Sage zu erkennen. Es ist das zweite Lied vom Helgi, das hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß.

Helgi (d. h. der Retter) Siegmundssohn, aus dem sagenberühmten Geschlecht der Wölsunge, ist eine jener nordischen Gestalten, in denen sich mythologische und geschichtliche Vorstellungen begegnen, so daß wir nicht zu sagen wissen, ob wir in ihm den Sprößling eines Halbgötter-Geschlechts erkennen sollen, oder einen Helden menschlicher Art und Abstammung. Schon hat er sich durch manche Heldenthat verherrlicht, da sagt ihm König Högny's Tochter, die schöne Sigrun, ihre Liebe zu, wenn er den Kampf für sie unternehmen will gegen die Söhne Granmar's, deren Einem der Vater sie gegen ihren Willen verlobt hat. Helgi, umgeben von der Schaar seiner Getreuen, bekämpft und besiegt Granmar's Söhne, die sämmtlich in dem Kampf fallen. Aber auch König Högny hat mit ihnen den Tod auf der Wahlstatt gefunden; nur Dag, Högny's Sohn, Sigruns Bruder, wird verschont und leistet den Wölsungen den Eid der Treue.

Aber Dag erweist sich diesem Eide treulos; er bringt dem Odin ein Opfer, um Rache zu geloben und zu erbitten für den Tod des Vaters — ein Opfer, das nach Sitte und Glauben des germanischen Nordens, für den Rachesuchenden das Gelübde einschloß, sich selbst dem angerufenen Gott als Opfer darzubringen, wenn er die Rache innerhalb der gestatteten Frist nicht wirklich übt. Dag sucht und findet die Gelegenheit, Helgi zu ermorden — aber Sigrun verflucht ihn, wie er mit der Todeskunde vor ihr erscheint, weist alle dargebotene Sühne ab und will nichts von Versöhnung hören. Gränzenlos ist ihr Schmerz, unaufhörlich fließen ihre Thränen.

Digitized by Google

Da erscheint ihr Helgi und klagt, daß ihr Schmerz ihn nicht ruhen läßt im Grabe; glühend fällt jede ihrer Thränen auf seine im Tode eisig erkaltete Brust — und seine Wunden bluten von neuem in namenloser Qual.

Aber Sigrun vermag ihren Thränen nicht zu gebieten; sie sieht nur einen Weg Helgi's Leid zu enden: freiwillig steigt sie hinab zu ihm in die dunkle Gruft. Sie entsagt dem Leben, um dem Geliebten Ruhe im Tode zu erkaufen.

Dieselben Vorstellungen, die in Grimm's Mährchen in rührender Einfachheit und kindlicher Form auftreten, stehen hier überraschend in der Erhabenheit und Größe einer heroischen Urzeit vor uns! — Der tiefere Gedanke aber, der dem Mythus in beiden Gestalten zum Grunde liegt, ist der: daß der Geist des Abgeschiedenen in dem Jenseits erst dann Ruhe findet, wenn alle Bande gelöst sind, die ihn an das Diesseits knüpfen.

So läßt sich überall das Ganze nachweisen, in das die einzelnen Bruchstücke gehören, die uns als Mährchen oder Sagen überliefert sind — und stets wird durch die erstere Untersuchung bestätigt, daß uns in diesen Erzählungen, die selbst heut zu Tage in der Hütte des Landmanns und in der Kinderstube noch nicht ganz verschollen sind, bald Bruchstücke alter Nationalreligion, bald Elemente geschichtlicher Erinnerungen aus ferner Urzeit vorliegen.

Aber was ist darin Mythologie? — was geschichtliche Erinnerung? — Das ist schwer zu unterscheiden! — Oder vielmehr mit Ausnahme ein paar sehr vereinzelter Fälle läßt sich das, was in diesen Ueberlieferungen auf geschichtlichem Grund ruhen mag, nicht mit irgend auch nur annähernder Sicherheit feststellen. Selbst da nicht, wo die Sage die Namen geschichtlich bekannter

Digitized by Google

Personen oder Oertlichkeiten in ihren Bericht mit verwebt. Auch die Erzählungen, die in solcher Weise den Anschein einer historischen Ueberlieferung erhalten, gehören gar oft, ihrem Inhalt nach, der Göttergeschichte an. In vielen Fällen tritt ihr eigentliches Wesen sogar mit solcher Bestimmtheit hervor, daß keine Täuschung möglich bleibt. In dem Kaiser Friedrich Barbarossa z. B., der der Sage nach, von Raben umflattert, im Kyffhäuser schlummert, ist Wodan, der unter den Sachsen vor allen verehrte Gott, nicht zu verkennen.

Wie sich in diesem Beispiel so deutlich und entschieden zeigt, gehören eben die Sagen, die sich den Namen geschichtlicher Persönlichkeiten anschließen, ihrem Inhalt nach gar oft einer sehr viel älteren Zeit an, als diese Persönlichkeiten selbst. Der Inhalt der Sage ist im Lauf der Jahrhunderte — und in manchen Fällen vielleicht mehr als einmal sogar — auf dem Volksbewußtsein späterer Tage unmittelbar gegenwärtige Helden übertragen worden, die in der lebendigen Ueberlieferung an die Stelle verschollener und vergessener älterer Gestalten getreten sind.

Aber eben weil sich Mythologie und geschichtliche Ueberlieferung hier so wenig als in den Mythen der Griechen scheiden lassen, wäre es ein vergebliches Bemühen, wenn man den Versuch machen wollte, die ganze Masse des Ueberlieferten nach bestimmenden Kriterien, die in der Natur und dem Wesen des Inhalts zu suchen wären, in verschiedene Kategorien einzutheilen. Nur nach der Form, in der diese Zeugnisse aus längst vergangener Zeit auf uns gekommen sind, lassen sie sich unter verschiedene Gesammtbenennungen vertheilen — und das hat Jakob Grimm in einer der Natur der Sache entsprechenden Weise gethan, indem er diejenigen Ueberlieferungen, die in unbestimmter Freiheit, weder an eine bestimmte Zeit, noch an eine bestimmte Oertlichkeit gebunden, auf uns gekommen sind — wie das vor-

Digitized by Google

hin erzählte Mährchen von Falada — Mährchen nennt — diejenigen aber als Sagen bezeichnet, die sich, in Zeit und Raum, in dem Einen oder dem Anderen, oder in beiden zugleich gebunden, einer bestimmten Oertlichkeit anschließen, oder dem Namen einer geschichtlichen Person. Dahin gehört z. B. was von dem schlafenden Kaiser Friedrich im Kyffhäuser erzählt wird, und so viele Ueberlieferungen, die in allen Theilen Deutschlands an Burgtrümmern und merkwürdigen Bauten vergangener Zeiten haften, wie an eigenthümlichen Schöpfungen der Natur, an Fels und Wald, und See und Wasserfall.

Schon haben wir aber bemerken können, daß Mährchen und Sagen eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch mündlich von jeder Generation einer folgenden überliefert, doch nicht ganz unbedingt unverändert auf uns gekommen sind. Sie haben Veränderungen erfahren, theils in ihrer äußeren Ausstattung — theils selbst in Beziehung auf ihren Inhalt. Das liegt in der Natur der lebendigen mündlichen Ueberlieferung, die den Gegenstand sich selbst und den Zuhörern zugänglich zu machen sucht und was dem Bewußtsein entfremdet, unverständlich geworden ist, oder falsch verstanden wird, so zu beugen bemüht ist, daß es wieder, wenn auch in mehr oder weniger veränderter Weise, verständlich wird. So gesellt sich in vielen Fällen zu dem festen Kern, zu dem bleibenden Element der Ueberlieferung, dieses umkleidend, ein nach Zeit und Umständen wechselndes Element, das vielleicht, ja wahrscheinlich mehrfach gewechselt hat, ehe das Mährchen — oder die Sage — in ihrer heutigen Gestalt fixirt waren.

Es wäre in vielfacher Beziehung belehrend, wenn sich mit Bestimmtheit feststellen ließe, welche Elemente der Ueberlieferung

Digitized by Google

ihrer Natur nach so angethan sind, daß sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, von dem Wechsel der Zeiten unberührt und stets unverändert bleiben, welche andere dagegen der Veränderung unterworfen sind, und nach welchen allgemeinen Gesetzen. Doch wäre eine solche Untersuchung ungemein schwierig. Eine Gränzlinie, die eine allgemeine Gültigkeit haben sollte, würde immer eine bewegliche bleiben müssen. — In der einzelnen Sage kann freilich der kritische Sinn oft gar leicht unterscheiden, was ursprünglich ist, was eine Veränderung erfahren hat, und in dem Gewand einer neueren Zeit auftritt — aber bei der Unendlichkeit der Erscheinungen des Lebens, die auf die Ueberlieferungen einwirken können, ist es wohl für unmöglich zu achten, aus dem einzelnen Fall Allgemeines, oder vollends ein allgemeines Gesetz zu folgern, sofern man sich nicht in willkürlichen Abstractionen ergehen will.

Müssen wir nun aber auch die Veränderungen, die sich in den Ueberlieferungen ergeben haben, so fragmentarisch annehmen und betrachten, wie sie uns entgegentreten, und wie wir sie erkennen, so sind sie darum überall, wo wir sie mit Bestimmtheit nachzuweisen vermögen, nicht minder von eigenthümlichem Werth, und das gilt sogar vorzugsweise von denjenigen Veränderungen, die mehr oder weniger den Inhalt der Ueberlieferungen berühren.

Diejenigen, die sich auf die äußere Ausstattung und Einkleidung beziehen, bestehen meist darin, daß Einrichtungen einer späteren Zeit an die Stelle derer treten, die einer älteren Periode angehören — wie z. B. der eiserne Ofen an die Stelle des Herdes, und schon in ihnen zeigt sich nicht selten eine gewisse Verkümmerung des Volkslebens, wie sie sich im Lauf des Mittelalters in der That ergab. In dem Maße wie der Stand der Gemeinfreien im deutschen Volk verschwindet, den Waffen,

Digitized by Google

der Selbstregierung, dem unmittelbaren Verkehr mit seinen fürstlichen Anführern und dem unmittelbaren Antheil an dem öffentlichen Wesen entfremdet, in ein Geschlecht höriger, der Feudalherrschaft unterworfener Bauern verwandelt wird, werden auch in den Ueberlieferungen, die ihm bleiben, die Verhältnisse nicht selten in das Enge und Kleine herabgezogen. — Diejenigen Veränderungen aber, die den Inhalt mehr oder weniger umgestalten, lassen oft sehr deutlich erkennen, wie die Interessen, das Bewußtsein, die Stimmungen und das Verlangen einer *späteren* Zeit, in der *älteren* Ueberlieferung, die sich ihrem Wesen nach dazu eignete — unwillkürlich und unbewußt — die Form suchen und finden, in der sie sich aussprechen können, indem sie der alten Sage einen veränderten Sinn unterlegen.

Am deutlichsten zeigt sich dies, wo uns eine und dieselbe Sage in verschiedenen Gestalten, in älteren und neueren Versionen erhalten ist. Es lassen sich deren eine Anzahl nachweisen.

So erzählt ein norwegisches Mährchen wie einst zwei Riesen miteinander über Land gingen. Der Eine, jüngere, bemerkt einen Landmann, der das Feld pflügt; er nimmt den Bauern, seine Stiere und den Pflug auf die flache Hand, und sagt zu seinem Gefährten: „Sieh her, was das für ein seltsamer Erdwurm ist!“ — Nachdenklich betrachtet der ältere Riese den Landmann und sein Gespann, und antwortet darauf: „Das ist kein Erdwurm; stelle ihn wieder hin und laß uns gehen; nun dies Geschlecht sich hier eingenistet hat, müssen wir das Land verlassen.“

Sinn und Bedeutung dieser Sage lassen sich im Zusammenhang mit der gesammten Götter- und Weltlehre der germanischen Völker ohne Mühe enträthseln. Um uns die Denkweise, die Vorstellungen uns in der Zeit, wie in ihrem Bildungsgrade so fern stehender Geschlechter näher zu rücken, indem wir sie gleich-

Digitized by Google

sam in einen Ideengang übertragen, der uns nahe liegt, können wir sagen: der germanischen Götter- und Schöpfungslehre zufolge liegt, wie nach der griechischen, jenseits der Zeit der geordneten Schöpfung, in welcher der Mensch als Vollendung und Zweck dieser Schöpfung auftritt, eine Zeit des Chaos, eines Zustandes, in dem ungeregelte Naturkräfte wild in einander walten. Diese Periode wird von einem älteren Göttergeschlecht beherrscht, von den Riesen, die den Titanen der griechischen Götterſage entsprechen. Wodan und sein Geschlecht, die Götter des Lichts, des schön geordneten Weltall's — des Kosmos — treten hervor und gewinnen die Herrschaft; ihr Sieg über die Riesen ist der Sieg der Ordnung, des Gesetzes in der Natur und Schöpfung, über das regellose Walten der Elemente; unter ihrem Schutz tritt der Mensch in das Leben. —

Sind aber auch damit die Anschauungen unserer entfernten Ahnen in unserer Denk- und Redeweise wiedergegeben, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Vorstellungen eines jugendlichen Volks niemals unmittelbar philosophische werden und sich in den Abstractionen bewegen, die uns geläufig sind. Eben wie die Poesie einer frühen Zeit niemals unmittelbar das Seelenleben des Menschen schildert; niemals, wie die reflectirende Dichtung späterer Perioden vielfach thut, unmittelbar schildert, was in dem Innern des Menschen vorgeht — immer nur die äußere Erscheinung, die That, die Aeußerungen des Menschen auffaßt und plastisch wiedergiebt — gehen auch die Vorstellungen von Gott und Welt in der Kindheitsperiode der Völker in anderer Weise als uns eigen ist, von der sinnlichen Wahrnehmung aus, und bilden sich dann weiter in bilderreicher Poesie, bis zu, nicht als solche gedachten, gleichsam unbewußten Abstractionen, die uns fern liegen.

Der Gegensatz von Licht und Finsterniß, — der in ihren An-

Digitized by Google

ſchauungen mit dem von Gutem und Böſem zuſammenfällt — ſcheint den Geiſt der Völker ariſchen Stammes und unter ihnen der Deutſchen zuerſt und mächtig beſchäftigt zu haben. Die Vorſtellungen, die ſie ſich vom Weltall und ſeiner Ordnung bildeten, gingen von dieſem Gegenſatz aus. Licht und Finſterniß werden als lebendige Mächte gedacht, mit lebenden Weſen bevölkert. Die Genien des Lichts ſind dem Menſchen befreundet, die unheimlichen, mächtigen Dämonen der Finſterniß ſind ihm feind.

Am entſchiedenſten und am ſchärfſten ausgeprägt treten dieſe Vorſtellungen in Glauben und Dichtung der Perſer hervor, — des in Aſien den Deutſchen am Nächſten verwandten Volks. In ihrer Götterlehre ſtehen Licht und Finſterniß als Individuen, als Ormusd und Ahriman einander gegenüber — und ebenſo zeigt ſich in dieſer Lehre auch am deutlichſten, zu welcher Art von Abſtractionen die Völker der Urzeit — die ſinnigen unter ihnen — durch die Naturerſcheinungen geführt werden. — Es iſt nicht das von den Himmelskörpern ausgehende Licht, das in Ormusd verehrt wird, ſondern das ganz allgemein und unendlich gedachte Licht an ſich. Der Sonnengott, Mithras, in dem ein beſonderes, begränztes Licht Perſon wird, ſteht in der perſiſchen Götterlehre als ein untergeordneter Genius neben Ormusd.

Wir begegnen ſogar denſelben oder nahe verwandten Vorſtellungen von Licht und Finſterniß auch bei den ſemitiſchen Völkern der Urzeit, und ſelbſt da noch, wo dieſe Erſcheinungen nicht als ſelbſtſtändige Mächte gedacht werden. Auch nach den älteſten Ueberlieferungen der Hebräer liegt jenſeits der Entſtehungszeit der heutigen Welt das Chaos, die Herrſchaft der Finſterniß. Die Erſchaffung des Lichts iſt die erſte That der Schöpfung; und zwar iſt es das Licht an ſich, das durch das Wort des Schöpfers in das Daſein gerufen wird; das Licht, unabhängig

Digitized by Google

von den leuchtenden Himmelskörpern, von Sonne und Mond, die erst später geschaffen werden.

In der Götterlehre der Völker arischen Stammes, die sich später zu einer höheren Stufe der Gesittung erhoben, lassen sich dieselben Vorstellungen, wenn auch in abgeschwächter Form, doch erkennbar verfolgen. Auch bei den Griechen steht Apollo, der Lichtgott im Allgemeinen, in der ersten Reihe der olympischen Götter, während der Sonnengott Helios, von dem die Ueberlieferung wenig zu berichten weiß, untergeordnet neben ihm steht, wie Mithras neben dem Ormusd. — Von der Nationalreligion der lateinischen Völker, des alten Roms, wie sie gewesen sein mag, ehe der Einfluß griechischer Kultur sie umgestaltet hatte, wissen wir eigentlich nur wenig und fragmentarisches; doch sehen wir daß auch bei ihnen Sonne und Mond, Sol und Luna, untergeordnete Genien bleiben, denen die herrschende Lehre keine selbstständige Macht beilegt. —

Licht und Finsterniß liegen in ewigem Streit; das Licht ist siegreich und behauptet sein Reich. Aber der Kampf ist nicht beendet; fort und fort erheben sich die Mächte der Finsterniß von neuem und müssen von neuem besiegt werden. Was die Ueberlieferung der Perser davon erzählt, erscheint besonders in bestimmten Umrissen und läßt die Grundlage erkennen, auf der auch die deutsche Sage ruht. — Schwarze Wolken steigen am Horizont empor. Das sind Riesen, Dämonen der Finsterniß, die zur Höhe des Himmels hinanstürmen. — Thor (Donar), der Gott mit dem leuchtenden Flammenbart, der vorzugsweise als Riesenbewältiger bezeichnet wird, tritt ihnen siegreich entgegen. Mächtig rollt sein Streitwagen durch die Himmelswölbung, vernichtend schleudert er seine Donnerkeile auf die Riesen, die er zerschmettert wieder unter den Horizont hinabwirft.

In dem späteren Volksbewußtsein, wie es sich in Mährchen,

Digitized by Google

Sagen und Liedern kundgiebt, in denen sich die solchen Ideenkreisen entlehnten Vorstellungen unvollständig und gemildert zeigen, sind die Riesen ein menschenähnliches, aber gewaltiges, den heutigen Menschen an Gestalt und Macht weit überragendes Geschlecht, das einer unendlich fernen Vergangenheit, einer früheren Schöpfungsperiode angehört. — Die Sage berichtet, daß der Riese weicht und verschwindet, wo der Mensch Besitz nimmt von der Erde. So wie der Riese dem Menschen begegnet, ergreift ihn das Gefühl, — oder das Bewußtsein, wie man es nennen will — daß seine Zeit, sein Reich vorüber ist. —

Jenes norwegische Mährchen aber, auf das wir jetzt zurückkommen, um seiner Wandlungen zu gedenken, begegnet uns dann überraschend wieder im Elsaß — als örtliche Sage, und zwar in sehr hübscher, sinniger Form, die aber um viele, um ungezählte Jahrhunderte jünger ist. Es ist uns in dieser Gestalt aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts überliefert.

Auf der Burg Nideck, in den Wasgauer Bergen, heißt es da, hausten vor Zeiten gewaltige Riesen. Eines Tages ging ein Riesenfräulein lustwandelnd von der Burg hinab in die Ebene, in das Rheinthal. Sie kam bis auf das Ackerfeld vor Haslach. Dort gewahrt sie mehrere Ackersleute mit ihren Pflügen und Gespannen. Erst bleibt sie verwundert stehen; dann ruft sie aus: „Ei, wie hübsch! das nehme ich mir mit!“ — Sie tritt näher, kniet nieder, breitet ihre Schürze aus und streicht mit der Hand Alles, was auf dem Felde ist, in die Schürze. Eilend geht sie nun zu dem Felsenschloß zurück, ruft dem Vater zu: „Sieh' nur, was ich da für ein hübsches Spielzeug gefunden habe! viel hübscher, als ich es je gehabt habe!“ — und stellt damit die Bauern, Pflüge, Pferde und Stiere vor den alten Riesen auf den Tisch. — Der Vater aber zürnt und befiehlt: „Da hast Du was schönes angerichtet! Das ist kein Spielzeug! — geh

nur gleich wieder hinunter und ſtelle Alles wieder dahin, wo Du es hergenommen haſt.“ — Die Thränen der jungen Rieſin, die ihr Spielzeug gern behalten möchte, helfen ihr nicht, ſie muß gehorchen, denn ſtreng wiederholt der Vater: „Der Bauer iſt kein Spielzeug; wenn der Bauer ſeinen Acker nicht beſtellt, ſo haben wir nichts zu leben auf unſerm Felſenneſt“ — oder wie die alten Reime in einer Verſion in Verſen in elſaſſer Mundart lauten:

Die bure sorje uns für brot
sunst sterbe mir de hungertot, — —
pack alles sachte widder iin
unn trahs ans nämli plätzel hin
wo des genumme hest.
Hut nit de bur sin ackerfeld
so fehlts bi uns an brot unn geld
in unserm felsennest.

In wie ſeltſam verändertem Gewande treten hier die alten Vorſtellungen wieder auf! — Was einſt mit der Götterſage, mit der herrſchenden Anſchauung von der Weltſchöpfung und Ordnung in Beziehung gedacht war, mit dem Gegenſatz zweier verſchiedenen Schöpfungsperioden und der höheren Mächte, die in ihnen walten, iſt hier die Form geworden, in welcher der Bauernſtand das Bewußtſein ſeiner Bedeutung und ſeines Werthes ausſpricht, ſowie den Unmuth, mit dem er das auferlegte Joch trägt und den ritterlichen Stolz empfindet, der ihn gering achten und ſeinen Werth nicht anerkennen will.

Es iſt dabei gewiß nicht zu überſehen, daß die Sage gerade zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im Munde des Volks dieſe Geſtalt angenommen hatte, nur wenige Jahrzehnte vor dem großen Bauernkrieg, in dem das Landvolk in Schwaben, Elſaß und Franken ſich vergebens erhob, um die alten, ver-

Digitized by Google

lorenen Zustände der Gemeinfreiheit und Gauverfassung wieder herzustellen.

Verwandtes — nämlich eine Umgestaltung in verwandtem Sinn, können wir in der Tellssage wahrnehmen; in der Sage, die Allen mit dem Namen Wilhelm Tell verbunden gegenwärtig ist — die aber, wie jetzt von keiner Seite mehr bestritten wird, nichts weniger als eine wirkliche Begebenheit der Schweizer Geschichte erzählt.

Wenn wir den Ursprung dieser Sage ermitteln wollen, werden wir auch hier wieder von Stufe zu Stufe, durch die früheren Jahrhunderte zurück, auf Saemund's Edda geführt.

Da hören wir von dem Sohn eines nordischen Königs, dessen Reich sehr unbestimmt gedacht und bezeichnet ist, von dem kühnen, berühmten Bogenschützen Eigil. Er fällt in die Gewalt seines Feindes, König Nidung, und dieser zwingt ihn, einen Apfel von dem Haupt seines Sohnes Orentel zu schießen; wie Tell steckt Eigil zwei Pfeile in den Busen, ehe er mit dem dritten den verwegenen Schuß wagt, und wie der Tell antwortet Eigil dem fragenden König, jene beiden Pfeile seien ihm bestimmt gewesen, wenn der erste den Knaben getödtet hätte.

Später, in geschichtlicher Zeit, wo sich bestimmte Ereignisse und Jahrszahlen nachweisen lassen, tritt der Mythus, mit einer durchaus geschichtlichen Thatsache in Verbindung gebracht, wieder auf. Die Isländischen Chronisten erzählen von einem Helden und berühmten Bogenschützen Toko, der auch Palnatoki genannt wird; von der Feindschaft zwischen ihm und dem Dänenkönig Harald Gormsohn — und wie er zuletzt diesen König im Hohlweg erschießt. Daß Harald Gormsohn von Toko's Pfeil getroffen fiel, ist eine vollkommen geschichtliche Thatsache. Es geschah im Jahr 992.

Anders als bei den Isländern in erweiterter Form, mit reicherem Schmucke wunderbarer Begebenheiten, wird dann aber

Digitized by Google

dies Ereigniß bei dem sogenannten Saxo grammaticus erzählt: bei dem dänischen Mönch des zwölften Jahrhunderts, dessen Namen wir nicht wissen, dem aber das zu seiner Zeit sehr seltene, schöne, classische Latein, das er schrieb, zu seinem Beinamen verholfen hat, und dem wir eine berühmte Geschichte der Dänen verdanken, in der alles vereinigt ist, was mündliche Ueberlieferung und die Gesänge der Skalden bis auf seine eigene Zeit herab davon berichteten. Da sehen wir, daß die Zwischenzeit die alte Sage von Eigil und Nidung auf Toko und König Harald übertragen hatte.

Es herrscht Feindschaft zwischen dem berühmten Bogenschützen und dem König; Toko fällt in des Königs Gewalt und muß auf dessen Geheiß den Apfel vom Haupt des Sohnes schießen, birgt, ehe er schießt zwei Pfeile in sein Gewand, und giebt auf die Frage, wozu sie bestimmt waren, Eigil's Antwort; — darauf erweist sich Toko im Seesturm heldenmüthig und als geübter Steuermann; er entkommt — und schießt dann König Harald nieder. — Es fehlt auch nicht Ein Zug der Jahrhunderte jüngeren Sage vom Tell.

Diese letztere braucht hier wohl nicht erzählt zu werden; wir dürfen sie Allen bekannt voraussetzen. Wohl aber ist zu erwähnen, daß die Eigil's-Sage, die in den Alpen verjüngt, auf die Freiheitskämpfe der Schweizer und einen Helden dieser Kämpfe angewendet erscheint, fast zu derselben Zeit, zu der sie ihren Weg in die Annalen des Alpenlandes fand, auch an einer fernen, entgegengesetzten Gränze deutschen Gebiets, als eine dort einheimische Begebenheit hervortritt. In Holstein nämlich, bei den Ditmarschen, am Strande der Nordsee. Wie die Schweizer in den Alpen die alten, geschichtlich gegebenen und berechtigten Zustände, Gemeinfreiheit und Selbstregierung in der Gaugemeinde, zu vertheidigen strebten, und die neuernde

Digitized by Google

Usurpation, österreichische Landesherrschaft und Feudalabhängigkeit abzuwehren wußten — so vertheidigten an der Nordsee die tapferen Ditmarschen lange ihr angestammtes Recht gegen die sächsischen Fürsten und die Könige von Dänemark.

Einer ihrer Helden, Hemming Wulfen von Wavelsflet (in der Wilstermarsch, wo die Elbe in das Meer mündet), wird von König Christian von Dänemark gezwungen, den Apfel vom Haupt seines Sohnes zu schießen (im Jahr 1472) — birgt, wie Eigil, Toko und der Tell, zwei Pfeile in seinem Gewande, und giebt auf die Frage des Königs dieselbe Antwort, welche die Sage dem Eigil, Toko und dem Tell in den Mund legt.

Und grade wie auf dem Markt zu Altdorf im Canton Uri ein altes Gemälde an der Außenseite eines Thurms die That des Tell verewigen soll, ist auch in der Wavelsfleter Kirche in der Wilstermarsch noch heutiges Tags ein altes Bild zu sehen, das den kühnen, gelungenen Schuß Hemming Wulfen's von Wavelsflet darstellt.

Die Bedeutung der Sage ist eine andere geworden. Die Edda und die dänische Sagengeschichte berichten von dem Trotz und der Feindschaft zweier Heldengeschlechter; von Frevel, kühner That und wunderbarem Gelingen, zu denen diese heroische Feindschaft Veranlassung giebt. Jahrhunderte später hat das Volk in den Alpen und am Seestrande in einer Verjüngung der Eigil-Sage die Form gefunden, in der sich der Uebermuth der neu entstandenen Gewalten darstellen — und der Heldengeist, der ihnen widerstand, aussprechen konnten.

So bringen die Mährchen, Sagen, alten Lieder — Ueberlieferungen jeder Art, an denen alle Stämme deutscher Zunge reich sind — reicher als andere Völker — uns nicht nur eine unmittelbar aus der Quelle geschöpfte Kunde von den Anschauungen und Vorstellungen der Urzeit, sondern sie bilden auch vermöge der

Digitized by Google

Veränderungen, die sie im Wechsel der Zeiten nach und nach erfahren haben, in gewissem Sinn vielfach einen gar bedeutenden und belehrenden Commentar zu der Cultur- und Sittengeschichte des deutschen Volks, und zu der Geschichte der gesellschaftlichen Verhältnisse und Zustände, wie sie sich fort und fort weiter entwickelten und umgestalteten im Lauf der Jahrhunderte. Wenn uns diese Ueberlieferungen in ihren ältesten Formen fast unmittelbar in die Urzeit selbst versetzen, zeigen die späteren Versionen oft in überraschender Weise, wie sich die neuen, werdenden Zustände in dem Bewußtsein des Volks spiegelten. So besitzen wir in Sagen und Mährchen eine Vervollständigung der Geschichte, deren Werth wahrlich nicht gering anzuschlagen ist.

Die Fähigkeit sich gleichsam zu verjüngen und ein neues Interesse für ein neues Geschlecht zu gewinnen, indem ein älterer Bericht auf die Verhältnisse und Persönlichkeiten einer späteren Zeit angewendet wird — wie sich das in der Sage von Wilhelm Tell zeigt — diese Fähigkeit bewährt sich auch in den beiden umfassenden National-Sagenkreisen deutscher Stämme, die sich schon im Mittelalter zu epischen Gedichten von großer Bedeutung in Form und Inhalt entwickelt haben und als solche in der Sprache des dreizehnten Jahrhunderts auf uns gekommen sind: in dem Nibelungenlied und in der Lohengrinsage.

Dem Nibelungenlied — dem großartigen Nationalepos der Deutschen, wie wir es wohl mit Recht und mit Stolz nennen dürfen — liegt in seinem eigentlichen Kern, der das Schicksal und den Untergang des älteren burgundischen Königshauses berichtet, wohl ohne Zweifel eine durch mündliche, bald zur dichterischen gewordene Ueberlieferung, nach Art und Weise der Sage gestaltete geschichtliche Kunde zum Grunde. Gleich anderen

Digitized by Google

deutſchen Stämmen wälzten ſich zur Zeit der Völkerwanderung auch die Burgunder erobernd gegen die Gränzen des Römerreichs heran. Sie wurden in die gewaltigen Ereigniſſe verwickelt, die der von Attila und den Hunnen veranlaßte Völkerſturm über Deutſchland und Gallien brachte und der alte Königsſtamm der Burgunder fand ſein Verderben in den Kämpfen mit Hunnenfürſten.

Wir wiſſen wenig davon. Die geſchichtlichen Zeugniſſe aus jenen Tagen ſind ungemein dürftig und beſchränkt, wie das die grimmige Noth der Zeit und die allgemein tief geſunkene Bildung während der letzten Jahrzehnte des Römerreichs mit ſich bringen. Doch werden die drei Brüder, von denen das Nibelungenlied als von den drei gleichzeitigen Königen der Burgunder erzählt, in den wenig ſpäter geſammelten Geſetzen des Volks genannt — (nur mit einer Verſchiedenheit des einen der drei Namen, der in dem Text dieſer Geſetze nicht ganz ſicher iſt. Der eine der Könige heißt dort nämlich Gundomar oder Godomar; die beiden anderen Namen Gislahar und Gundahar, ſtehen außer Zweifel.)

Prosper von Aquitanien, ein gleichzeitiger theologiſcher Schriftſteller, der unter anderem auch eine ſehr armſelige Chronik ſeiner Zeit hinterlaſſen hat, erzählt darin, ohne genauere Angabe der Zeit von König Günther: „Den haben die Hunnen mit ſeinem Volk und ſeinem Stamm vernichtet“ (illum Hunni cum populo suo ac stirpe deleverunt). Mehr weiß Prosper davon nicht zu berichten, und außer einer beiläufigen Bemerkung bei Paul Warnefried, dem Geſchichtſchreiber der Longobarden, die aber auch nicht mehr beſagt, fehlt jede weitere Kunde.*)

*) Die Stelle in Paul Warnefried's Geſchichte der Biſchöfe von Metz lautet: Eo igitur tempore . . . . . Attila rex Hunnorum . . . . . postquam Gundicarium Burgundionum regem, sibi occurentem, protriverat, ad universas deprimendas Gallias suae saevitiae relaxavit habenas.

Daß aber wirklich in diesen Kämpfen das gesammte Haus der einheimischen burgundischen Könige untergegangen war, darüber bleibt kein Zweifel, da ein wenig späterer und sehr viel besserer Geschichtschreiber als Prosper, der Bischof Gregor von Tours, berichtet, daß die burgundischen Könige der späteren Zeit, die das Reich hergestellt hatten, nicht burgundischen, sondern westgothischen Stammes — aus dem Geschlecht des Westgothenkönigs Athanarich waren.

(Auch die gesammelten Gesetze der Burgunder scheinen einer großen Katastrophe zu gedenken, nach der alles neu begründet, neu geordnet werden mußte. Sie erwähnen — Tit. XVII. — einer Schlacht — der pugna Mauriacensis — und verfügen, daß alle Rechtshändel aus der Zeit vor dieser Schlacht als verjährt und erloschen betrachtet werden sollen. — Die persönlichen Verhältnisse vieler den Burgundern unterthänigen Gallier waren, wie sich ergiebt, ungewiß geworden. Auch das deutet auf eine Katastrophe zurück, die den gesammten Zustand zerrüttet hatte. Namentlich läßt sich wohl denken, daß viele Hörige eine solche Zeit allgemeinen Umsturzes benutzt hatten, um sich der Knechtschaft zu entziehen. Nun verfügt die vom König Gundobald veranstaltete Sammlung der Gesetze, daß die persönlichen Verhältnisse so geordnet sein sollen, wie sie zur Zeit der drei Könige des Nibelungenlieds und eines vierten, Gibica, der als Gundobald's Vater bezeichnet wird, gewesen waren. Wer damals ein freier Mann war, soll frei geachtet werden, wer zu jener Zeit Knecht des Königs war, soll Knecht bleiben. Soweit man sich auf eine so schwache Spur verlassen darf, scheint die Katastrophe auch dadurch in die Zeit der drei Könige verwiesen.)

Fügen wir noch hinzu, daß auch Attila's Ende nicht mit Sicherheit bekannt ist. Er kam um das Leben bei einem großen Fest, das er selbst veranstaltet hatte, seine Vermählung mit

Digitized by Google

CLEVELAND PUBLIC LIBRARY

einer, wir wissen nicht wievielsten Gemahlin zu feiern. Zweifelhaft aber bleibt, ob er von dieser letzten Braut ermordet wurde oder nicht.

So zeigt sich dem ersten Blick, wie viele geschichtliche Erinnerungen zur Sage gestaltet und dichterisch verklärt, in dem letzten Theil des Nibelungenliedes, in der „Nibelungen-Noth" liegen; in den Gesängen, die Chrimhilden's Rache an den Burgunden-Königen und deren Untergang in gewaltigem Kampf an Attilla's Hof, als tragischen Schluß eines glänzenden Festes erzählen.

In welcher Weise die Sage dann neueres, und zum Theil sehr viel neueres, in sich aufzunehmen, und mit dem älteren zu verweben weiß, das zeigt sich namentlich an dem Einen der burgundischen Helden, an Volker dem Spielmann, der ohne Zweifel in verhältnißmäßig später Zeit an die Stelle einer älteren Gestalt getreten ist. Drei Umstände sind in Beziehung auf ihn im Auge zu behalten: Volker ist in dem Gedicht Schenk am Hofe des burgundischen Königs, er wird Volker von Alzey genannt, und er spielt die Geige.

Nun hat es wirklich unter der Dienstmannschaft des Bisthums Worms ein jetzt ausgestorbenes Rittergeschlecht gegeben, das die Schenkewürde erblich und das Städtchen Alzey als bischöfliches Lehen besaß: die Schenken von Alzey. Das etwas seltsame Wappen, das die Herren führten, waren drei goldene Violinen im grünen Schild, und scherzweise wurden sie im Lande „die Fiedler von Alzey" genannt. Da nun die Sage am Rhein einheimisch geworden war, und Worms zum Sitz des burgundischen Reichs gemacht hatte, war es natürlich, daß sie auch die Schenken, die Fiedler von Alzey, in ihr reiches Gewebe verflocht.

Digitized by Google

CLEVELAND
PUBLIC LIBRARY

In weit größerem Maße aber, und in viel bedeutsamerer Weise ist gleich altes und unendlich älteres hinzu getreten und in die Sage von dem Schicksal der burgundischen Könige verwebt. So ist die ostgothische Sage von Theodorich dem Großen, dem Dietrich von Bern des Liedes, dem trefflichen, vor Allen edlen Helden, der in allen Dichtungen, die seiner gedenken, wie das eben der Sage eigen ist, mit einer ganzen Reihe seiner Vorfahren zu einer Person geworden ist. — So lassen ihn diese Dichtungen, abhängig von Attila und den Hunnen, in einem Vasallenverhältniß erscheinen, in dem seine Vorfahren, von dem Tode seines Ahnherren, des weitberühmten Königs Hermanarich an, bis auf seinen Vater Theodemir, herab wirklich gestanden hatten.

Alles überragend aber, das Ganze des Gedichts beherrschend, treten dann noch Vorstellungen aus fernster Urzeit hinzu, Ueberlieferungen von That und Verhängniß, die wohl ohne Zweifel ursprünglich großentheils der Göttergeschichte angehört haben mögen und auf einen jugendlichen Fürsten und Helden der rheinischen Franken, Siegfried von Niederland, übertragen werden. Dahin gehören Siegfrieds Kampf mit dem Drachen Fafner, in dessen Blut er badet und unverwundbar wird; sein Kampf mit dem Zwerg Alberich; der unermeßliche Schatz, der, von Zwergen geheimnißvoll gesammelt, durch diese Kämpfe und Siege das Eigenthum Siegfrieds wird, aber ein unheimlicher Reichthum bleibt, und dem Eigenthümer Unheil bringt; — endlich Siegfrieds vergessene Liebe zu der Walküre Brunhild, die ihm zuletzt verderblich wird.

In Brunhild, der harnischglänzenden, schönen und kühnen, mit übermenschlichen Kräften ausgestatteten Jungfrau, die nur mit Siegfried's Hülfe durch Zauberkünste im Wettkampf besiegt werden kann, und widerstrebend dem König der Burgunder ver-

Digitized by Google

mählt wird, ist selbst in der christlich-ritterlichen Ueberarbeitung des Gedichts, die uns geblieben ist, die leicht verhüllte Walküre nicht zu verkennen. Aber auch Chrimhild scheint ursprünglich diesem übermenschlichen Geschlecht anzugehören, so daß der Haß und Streit der beiden Königinnen, in der Urform der Sage, wohl als die Feindschaft zweier Walküren, der geliebten und der verlassenen, erzählt war. — (In neuester Zeit ist selbst, und mit Glück, der Versuch gemacht worden, die beiden Frauengestalten, auf ihren Namen fußend, einander als Bellona loricata und Bellona cristata gegenüberzustellen.) — Vielleicht daß auch noch eine andere Gestalt des Gedichts der Götterſage entlehnt ist; der grimme Hagen nämlich, Siegfried's Mörder.

Doch würde es zu weit führen, wenn wir diese, von der Zeit verwehten, unsicher gewordenen Spuren hier weiter verfolgen wollten. — Wir müssen uns darauf beschränken, nur im Vorbeigehen noch zu bemerken, daß auch in dem allgemeinen Hintergrund auf dem sich das Gedicht bewegt — in den Zuständen, die vorausgesetzt oder gezeigt werden — so sehr der Dichter des dreizehnten Jahrhunderts bemüht gewesen ist, die Sage in das Gewand seiner eigenen Zeit zu kleiden — doch die Urzeit an manchen Stellen in ihrer ganzen Einfachheit und Größe überraschend hervortritt. So in den Scenen an den Ufern der Donau, auf der Fahrt der Nibelungen in das Land der Hunnen. Hier sehen wir das Leben einer unendlich fern liegenden Zeit; einen Zustand, welcher den Fährmann, der die Fremdlinge über den Strom setzt, zu einem Mann von großer Bedeutung in seinem Volk macht. Diese Stellen, die zum Theil Andeutungen bergen, auf die wir später zurückkommen müssen, gehören zu den schönsten des Gedichts. Die Ueberlieferung bewahrt in ihnen eine solche Macht der Darstellung, daß uns selbst die landschaftlichen Bilder der Urzeit gegenwärtig werden.

Digitized by Google

Wir sehen im Geist den gewaltigen Strom, der in der Oede, in tiefer Einsamkeit, ungebändigt, unbeschränkt in ungewissen Ufern, durch den Urwald dahin rollt.

Noch bestimmter, ja Schritt für Schritt, können wir im „Lohengrin" die Umwandlungen verfolgen, welche die ursprüngliche deutsche Sage nach und nach erfahren hat. Ja, wir sehen, wie sie durch das Hinzutreten fremder, nichtdeutscher Elemente, in ihrem eigentlichen Wesen gestört, wir dürfen wohl sagen gefälscht worden ist — und es zeigt sich die Möglichkeit, indem wir von der neuesten Gestalt ausgehen, in der die Ueberlieferung auf uns gekommen ist, auf ältere Formen zurückzugehen, und die Sage in ihrer Reinheit wiederherzustellen.

Die Umwandlung dieser Sage, die sie ihrer ursprünglichen Bedeutung entfremdet hat, ist nämlich davon ausgegangen, daß die Erzählung von den Thaten Lohengrins, deren Schauplatz am Niederrhein liegt, mit dem im Mittelalter weitverbreiteten Glauben an den heiligen Graal, und einen mystischen Ritterbund des heiligen Graals in Verbindung gebracht wurde. — Unter dem heiligen Graal, dessen Bedeutung in manchen deutschen Dichtungen des Mittelalters ganz in das mystische entrückt scheint, wurde ein kostbares Gefäß verstanden, in dem die Jünger, am Fuße des Kreuzes auf Golgata, das Blut des Heilands aufgefangen hatten.

Die so geheiligte Schale soll zunächst im Besitz des Joseph von Arimathia gewesen, dann stets hoch und kostbar geachtet, vielfach von Land zu Land, von Hand zu Hand gegangen sein, bis sie zuletzt — den Dichtungen des Mittelalters zufolge — von dem trefflichsten der Ritter an König Arthur's Tafelrunde,

Digitized by Google

von dem gefeierten Helden so manches französischen und deutschen Gedichts, vom Parzival aufgefunden und erworben, der Schatz, das Bundeszeichen und der Hort eines mystischen Ritterbundes wird, auf der Burg Montsalvatsch von den Genossen dieses Ordens bewahrt und bewacht.

Eigentlich sind es wohl heidnische Erinnerungen aus celtischer Urzeit, Erinnerungen an das Zauberbecken Peredur's, denen auf diese Weise eine christliche Deutung untergelegt ist. Die Sage selbst aber wurde im späteren Mittelalter mit einer naiven Unbefangenheit ernst und wichtig genommen, in einer Weise, die wirklich etwas Befremdendes hat, wenn man aus einer kritischen Zeit, wie die unsrige ist, darauf zurücksieht. Selbst die Benennung der geheiligten Schale: „der heilige Graal", die an sich, in dieser Form, kaum zu deuten und zu erklären wäre, scheint aus einem naiven Mißverständniß hervorgegangen zu sein. Die lateinischen Worte Sanguis regalis — Königsblut — sollen sich im nördlichen Frankreich wo die Legende zuerst ihre letzte Gestaltung erhielt, zu Saint gral umgewandelt haben.

Ein Ritter des Graals ist nach dem niederdeutschen Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert, das von einem unbekannten Dichter, einem Nachahmer des Wolfram von Eschenbach herrührt, auch Lohengrin, Parzival's Sohn.

Dieses Gedicht erzählt, wie ein Herzog Gottfried von Brabant gestorben sei, und als Erbin nur eine Tochter Elsam hinterlassen habe. Ein Dienstmann des Herzogs, Friedrich von Telramund, durch ritterliche Thaten weit berühmt und gefürchtet, vor allen berufen die junge Fürstin zu schützen, verlangt im Gegentheil Hand und Reich der Prinzessin, unter dem Vorgeben, sie sei ihm von dem sterbenden Vater verlobt worden.

Digitized by Google

Die Fürstin Elsam sucht sich der unberechtigten und unwillkommenen Werbung zu erwehren; die Klage kömmt vor den Kaiser, der die Entscheidung dem Gottesgericht, dem Zweikampf, überläßt, und Tag und Stunde bestimmt, wo Elsam dem tapferen Friedrich einen Kämpfer in den Schranken zu Mainz gegenüberstellen soll. Aber Friedrich von Telramund ist berühmt und gefürchtet; niemand will den Kampf mit ihm wagen, und Elsam findet keinen Vertheidiger.

Da ertönt auf der Burg zu Montsalvatsch die Glocke in der Capelle von selbst, den Rittern ein bekanntes Zeichen, daß Jemand ihrer Hülfe dringend bedarf. Der Graal sendet dann einen der Ritter aus, um in Waffen die in solcher geheimnißvollen Weise anbefohlene Hülfe zu bringen. Diesmal ist es Lohengrin, der ausgesendet wird, und wie er aufbrechen will, den Fuß schon im Steigbügel hat, schwimmt auf dem Fluß ein Nachen heran, von einem Schwan an goldener Kette gezogen. Lohengrin erkennt die Bestimmung, tritt in den Nachen, und überläßt sich der Führung des Schwans. —

Der bestimmte Tag naht heran, noch hat sich kein Kämpfer gefunden, und die Herzogin Elsam verweilt, von ihren Getreuen umgeben, in großer Betrübniß zu Antwerpen. Da erscheint auf der Schelde der Schwan mit dem Nachen; ein Ritter — Lohengrin — ruht in diesem, den Schild unter dem Haupte. Hier landet der Schwan, und entfernt sich wieder mit dem Kahn, so wie Lohengrin an das Ufer getreten ist. Nun ist der Kämpfer gefunden. Lohengrin siegt im Gottesgericht zu Mainz, und wird dann Elsam's Gemahl.

Seltsam und befremdend tritt nun aber hervor, daß Lohengrin dabei die Bedingung stellt, Elsam solle nie nach seiner Herkunft und seinem Wesen fragen, und Unheil ahnen läßt, für den Fall, daß sie dieses Verbot je zu übertreten wagte.

Digitized by Google

Die Fürstin thut es dennoch nach Verlauf einiger Jahre, gekränkt durch verdächtigende Reden Bösgesinnter.

Darauf nun erklärt Lohengrin — wir erfahren nicht, wodurch gezwungen — anstatt der Fürstin Schweigen zu gebieten, oder ihr allein das Geheimniß anzuvertrauen — in öffentlicher Versammlung, daß er Parzival's Sohn und Ritter vom Graal ist, und unbegreiflicher Weise ist er nun, da dieses Geheimniß offenbar geworden, gezwungen, Frau und Kinder auf immer zu verlassen. Er nimmt Abschied von den beiden unmündigen Knaben, die er zurückläßt, befiehlt, für sie sein Hifthorn und sein Schwert, die er der Mutter anvertraut, wohl zu bewahren, so wie einen Ring, den er, Lohengrin selbst, einst von seiner Mutter erhalten hat —: ein Kleinod, auf das großes Gewicht gelegt wird, ohne daß man uns sagte weswegen. — Schon erscheint der Schwan mit dem Nachen wieder auf dem Strom, Lohengrin tritt in den Kahn, gleitet den Strom hinab, und wird nicht mehr gesehen.

Es bedarf der Bemerkung nicht, wie lose und ungenügend der Zusammenhang des Ganzen ist, wie sich das Gedicht durchaus in phantastischen Willkürlichkeiten bewegt, in Voraussetzungen, die in keiner Weise erklärt und gerechtfertigt werden. Warum muß ein Ritter vom Graal nicht allein verschweigen, daß er diesem Orden angehört —, wofür schon kein Grund angeführt oder abzusehen ist — warum muß er außerdem auch noch Geburt und Herkunft verheimlichen, selbst wenn sie ruhmreicher Art sind? — Was zwingt den Ritter vom Graal, den Kreis der Seinen zu fliehen, die Welt zu meiden, sobald sein Geheimniß offenbar wird? — Was bedeutet der Ring, den Lohengrin von Seiner Mutter erhalten hat? — Was vollends der Schwan, der in so geheimnißvoller Weise erscheint und verschwindet? — Dem allen fehlt durchaus die Erklärung und

Digitized by Google

Rechtfertigung; es hat, so wie es da erzählt wird, keinen Zusammenhang, keinen Sinn.

Eine andere Bearbeitung der Lohengrin-Sage aus etwas früherer Zeit — Meister Konrad's von Würzburg Gedicht nämlich — führt uns nicht weiter, und ist nur deshalb bemerkenswerth, weil hier die Ueberlieferung noch ganz außer aller Verbindung mit der Sage vom Graal und Arthur's Tafelrunde steht, deren nicht gedacht wird. Im Uebrigen treten der innere Zusammenhang der Begebenheiten und die allgemeinen Voraussetzungen, auf denen das Ganze beruht, darin sogar noch weniger erkennbar, verständlich und gerechtfertigt hervor, als in dem niederdeutschen Gedicht. Der Schwanenritter Lohengrin erscheint als Retter der jungen Fürstin, auf dem Nachen herbeigeführt, ohne daß seine Ankunft in irgend einer Weise erklärt würde — und er verläßt Frau und Kind auf die bloße Frage der Fürstin, wer er ist und von wannen — ohne seine Herkunft, sein Wesen irgend kund zu thun, ohne jede andere Erklärung, als die, daß die Fürstin durch diese vorwitzige Frage beider Glück für immer vernichtet habe. Er läßt auch hier seinen Söhnen Schwert und Horn zurück, und vor Allem einen Ring, Gabe seiner Mutter; ein Kleinod, dem auch hier wieder eine große Bedeutung beigelegt wird, ohne daß sie erklärt, ohne daß uns gesagt würde, welcher Art sie ist, und worauf gegründet. — Nur der Eine auffallende Zug tritt hinzu, daß Lohengrin, als er scheiden muß, den Schwan mit dem Nachen durch den Ton eben des Horns herbeiruft, das er seinen Söhnen als kostbares Vermächtniß zurückläßt.

Ebenso ist die wunderbare Begebenheit bei dem Mönch Vincent von Beauvais erzählt, der — als Theil einer Art von Encyclopädie — eine mit dem Jahre 1264 abgeschlossene Weltgeschichte geschrieben hat, und darin die Abenteur Lohengrins

mit naivem Glauben als geschichtliche Ereignisse des achten Jahrhunderts mittheilt.

Wir ersehen aus diesen beiden Behandlungen, daß die fremdartige Verbindung mit der Kunde vom Graal, der Sage ursprünglich fremd, erst später hinzugekommen ist; aber es kann uns auch nicht entgehen, daß sie bei dem Dominikaner Vincent und dem Meister Konrad in sehr unvollständiger, lückenhafter Gestalt erscheint. Ist sie in diesen Bearbeitungen auch frei von den störenden Erweiterungen einer späteren Zeit geblieben, so fehlt daneben augenscheinlich auch sehr vieles ergänzende, erklärende und zusammenhaltende aus einer früheren — und die Ueberlieferung, die der Dichter und der Chronist, die sie uns erhalten haben, offenbar selbst nicht mehr verstanden, müßte auch uns vollkommen unverständlich bleiben, wenn uns keine andere Urkunde weiteren Aufschluß brächte.

Ein altes Volksbuch in flamändischer Sprache, das in seiner gegenwärtigen Fassung aus dem fünfzehnten Jahrhundert her sein mag, und uns die Sage wiedergiebt, wie sie damals in ihrer unmittelbaren Heimat noch im Munde des Volks lebte, füllt nun glücklicherweise die Lücken in solcher Weise aus, daß uns der innere Zusammenhang klar wird, indem wir uns auch hier wieder in die Urzeit des deutschen Volks versetzt fühlen. Wir müssen der Erzählung des Volksbuchs folgen, um uns Rechenschaft davon geben zu können, was sich weiter daraus folgern läßt.

Ein König, dessen Reich in das heutige Flandern verlegt wird, Oriant mit Namen, jagt in dem waldigen Gebirge, und verliert den Weg und sein Jagdgefolge, indem er einen Hirsch eifrig verfolgt. Da begegnet ihm, im tiefen Walde, eine „edle Jungfrau", reich, fürstlich gekleidet, und von blendender Schönheit, die ihn darüber zur Rede stellt, daß er in ihrem Forst

Digitized by Google

jage. Das Gespräch, das sich zwischen beiden entspinnt, entzieht sich in seinem lyrischen Charakter der Analyse; König Oriant fühlt sich bald durch die Schönheit und den Geist dieser Beatrix genannten Jungfrau gefesselt, und führt sie als seine Gemahlin heim.

Auf seinem Schloß zu Lillefort aber ist die junge Königin seiner Mutter Matabruna nicht willkommen. Diese ältere Königin bleibt vielmehr immerdar der Schwiegertochter feindlich gesinnt, weil niemand wisse, welcher Herkunft sie sei, und wie sich ihr Dasein erkläre. — Wesen und Herkunft der schönen Beatrix bleiben übrigens auch, wie wir bemerken müssen, ein Räthsel, das die Ueberlieferung in dem flamändischen Volksbuch nirgends löst; selbst am Schluß des Ganzen nicht. Es bleibt ganz unberührt, als verstünde sich die Lösung von selbst — oder sei das Wort des Räthsels vergessen — wie denn auch in der That das Eine in älterer, das Andere in späterer Zeit wirklich der Fall gewesen sein mag.

Zu einer Zeit, wo König Oriant auf einem Kriegszug abwesend ist, wird Beatrix Mutter von sieben Kindern, sechs Söhnen und einer Tochter, die gleichzeitig in das Leben treten —: ein Ereigniß, das natürlich auch auf ungewöhnliche Bedingungen des Daseins zurückweist, und auch in der Sage in diesem Sinn aufgefaßt wird, als etwas, das den Mitlebenden den Eindruck eines Unheimlichen machen konnte. Auch wird es als Strafe eines Vorwitzes dargestellt, den die junge Königin sich hatte zu schulden kommen lassen. — (Des ausgesprochenen Zweifels an der Treue einer Frau, die Mutter von Zwillingen ward.) Die Kinder der jungen Königin haben sämmtlich silberne Kettchen um den Hals.

Matabruna weiß sie zu rauben, die junge Mutter unter Vorwürfen zu täuschen, ihr glauben zu machen, daß sie Scheu-

salen, unwürdig das Licht der Welt zu sehen, das Leben gegeben habe. Die Kinder läßt Matabruna durch einen vertrauten Diener in den Wald hinaustragen, in die Einöde, er soll sie dort tödten. Von Mitleid ergriffen, kann sich aber der Diener nicht entschließen, sie zu erschlagen, und überläßt sie nur im Waldgebirge ihrem Schicksal.

Dem König Oriant wird, bei seiner Heimkehr, berichtet, die Königin sei Mutter von sieben gefräßigen Welpen geworden —: ein Ereigniß, dem ein tiefer Frevel zum Grunde liegen muß, und das ein unheimliches Wesen der Königin verräth; der Fluch höherer Mächte scheint auf ihr zu lasten. Es fragt sich, ob sie zum Scheiterhaufen verdammt werden soll, doch Oriant, seiner Liebe eingedenk, und auch jetzt noch durch sie bestimmt, beschließt, sie nur zur Gefangenschaft in einem Thurm des Schlosses zu verurtheilen.

Die Kinder hat inzwischen ein Klausner, ein Einsiedler, Namens Helias, im Walde gefunden; er nimmt sich ihrer an in seiner Waldhütte; eine wilde Ziege nährt sie, so lange sie klein sind; in Röckchen von Blättern gehüllt, streifen dann, mehr herangewachsen, die schönen Kinder im Walde umher. — Da begegnet ihnen einst, auf der Jagd, ein vertrauter Diener der Königin Matabruna; er erkennt sie an den silbernen Kettchen, die sie um den Hals tragen, und berichtet erschreckt seiner Herrin, daß die Kinder der Beatrix leben. Zürnend schickt ihn Matabruna mit anderen wieder aus; sie sollen diesmal die silbernen Ketten heimbringen, als Wahrzeichen, daß die That gethan ist.

Die Knechte finden nur sechs von den Kindern in des Klausners Hütte; das siebente, ein Knabe — Lohengrin, hier aber nach seinem Pflegevater Helias genannt — ist mit dem

Digitized by Google

Einsiedler in ein entferntes Dorf gewandert, um dort von den Leuten Brod zu erbitten.

Aber auch diesmal können sich die ausgesendeten Diener nicht entschließen, die blühenden Kinder zu ermorden. Sie beschließen, ihnen nur die silbernen Ketten zu nehmen, um sie der Königin als das verlangte Wahrzeichen zu überbringen. Doch, so wie die Kettchen von dem Hals der Kinder gelöst werden, verwandeln sich die Knaben und ihre Schwester in Schwäne und erheben sich schen in die Lüfte.

So verwandelt findet Lohengrin bei seiner Rückkehr in die Klausnerhütte seine Geschwister. Trauernd hütet, pflegt und füttert er sie auf dem nahen Weiher; die Schwäne spielen in den Wellen um ihn her; Liebe und Leid verbinden sie und den allein geretteten Bruder.

Die Diener bringen der alten Königin die sechs Kettchen, und geben vor, die siebente hätten sie unterwegs verloren. Matabruna befiehlt einem Goldschmied, aus den sechs Kettchen eine silberne Schale zu fertigen. Aber wie der Schmied das Silber — zuerst eine der Ketten — im Feuer prüfen will, wird das Metall schwerer und schwerer in seiner Hand, und bald erreicht das Eine Kettchen das Gewicht, das alle sechs zusammen hatten. Er benützt den Umstand, bewahrt und verbirgt fünf der Kettchen, und schmiedet die verlangte Schale aus der sechsten allein. Matabruna prüft das Gewicht des fertigen Gefäßes, glaubt in ihm die sämmtlichen sechs Kettchen zu besitzen, und ist befriedigt.

Stets bedacht die junge Königin Beatrix vollends zu verderben, klagt Matabruna sie, nach Verlauf von Jahren, schnöder Frevel an, die durch erkaufte Zeugen erhärtet werden. Oriant verweist sie auf das Gottesgericht; findet Beatrix keinen

Kämpen, oder wird ihr Kämpe in den Schranken besiegt, so stirbt sie auf dem Scheiterhaufen.

Da erscheint in der Hütte des Klausners ein Bote der höheren Mächte — einen Engel nennt ihn das Volksbuch in seiner gegenwärtigen Gestalt. — Dieser Bote verkündet Lohengrins Herkunft und den ganzen Hergang, sowie das Schicksal, das der Königin Beatrix droht. — Rasch entschlossen macht sich Lohengrin auf den Weg; barhaupt und barfuß, in seinem Laubgewande, nur mit einer Keule bewaffnet, erscheint er als Kämpe seiner Mutter in den Schranken zu Lillefort, und besiegt den Kläger. — Die Königin Beatrix, durch seinen Sieg befreit, erkennt ihren Sohn an dem silbernen Kettchen, alles wird offenbar, und die Strafe wendet sich in ihrer ganzen Strenge gegen Matabruna. — Die sechs Schwäne, Lohengrin's Geschwister, kommen herbeigeflogen; auch die silbernen Ketten werden im Gewahrsam des Goldschmiedes aufgefunden — und wie sie den Schwänen um den Hals gelegt werden, nehmen diese wieder ihre frühere Gestalt an. Vier heranwachsende Knaben und ein blühendes Mädchen, das in der Taufe den Namen Rose erhält, sind der Mutter wiedergegeben — aber die eine der Ketten fehlt! sie ist in jene silberne Schale Matabrun's verwandelt und so kann denn auch der eine Bruder Lohengrins, Esmer oder Emmerich genannt, die menschliche Gestalt nicht wieder gewinnen. Betrübt und treu schließt er sich vor Allen dem Heldenbruder Lohengrin an, und dieser, der steten Begleitung wegen „der Schwanenritter" genannt, hegt und pflegt ihn mit Liebe und Sorgfalt. —

Von diesem Punkt an lenkt dann auch die flamändische Ueberlieferung in die Bahnen ein, die das Gedicht Konrad's von Würzburg beschreibt. Emmerich der Schwan erscheint eines Tages auf dem nahen Strom mit dem Nachen, den er an gol-

Digitized by Google

dener Kette durch die Fluthen zieht. — Lohengrin folgt dem Ruf, und wird von dem Schwan durch ferne Gewässer zu des deutschen Kaisers Hof geführt. Er trifft da rechtzeitig ein, um als Kämpfer der bedrängten jungen Fürstin aufzutreten, deren Erbe freventlich in Anspruch genommen ist, und die hier Clarissa Herzogin von Bouillon genannt wird. Sieger auch in diesem Gottesgericht, wird Lohengrin Clarissa's Gemahl — aber die Bedingung ihres Glücks und seines Bleibens ist, daß sie nie nach seiner Herkunft fragt. Doch weiß sie sich im Lauf der Jahre nicht immer zu beherrschen und bescheiden — sie thut die verhängnißvolle Frage, und Lohengrin muß sie und ihre Kinder für immer verlassen, von seinem Bruder Schwan wieder durch die Wogen entführt.

Auch diese Ueberlieferung, die, beiläufig bemerkt, den Schwanenritter zum Ahnherrn Gottfried's von Bouillon macht, des gefeierten Helden des ersten Kreuzzugs —: auch diese Ueberlieferung verschweigt und verkleidet gar manches, das einen all' zu grellen Gegensatz zu den christlichen Vorstellungen bilden würde, in denen sich das Ganze bewegen soll —: aber wir vermögen doch nun die Lücken auszufüllen und den ursprünglichen Zusammenhang zu enträthseln.

Vor Allem wird uns klar: die junge Königin Beatrix ist nicht ein Wesen menschlicher Abstammung und Art; sie gehört übernatürlichen Kreisen an; sie ist eine Walküre; eine jener schönen, blondgelockten Jungfrauen aus Wodans Gefolge, die in glänzendem Harnisch, auf geflügelten Rossen, die Helden, Wodan's Lieblinge auf dem Schlachtfelde umschweben und schirmen — und wenn das Geschick nicht mehr zu wenden ist, wenn der Held fallen muß und fällt, den Geist des Gefallenen emportragen zu Wodan's leuchtender Halle und seinem freudigen Göttermahl.

Digitized by Google

Daß Walküren sich auserwählten Helden menschlichen Geschlechts vermählen, kommt öfter vor in der deutschen Sage; der Gott gestattet es, wenn auch unter Bedingungen, die über die Liebenden selbst ein schweres Verhängniß bringen, im Fall der Erwählte sich nicht redlich und treu, der Wahl würdig bewährt. — Stets wird in solchen Sagen erzählt, daß die Jungfrau von blendender Schönheit, dem Erwählten, wie hier, in der Einsamkeit des Waldes begegnet; oder sie wird auf einem Felsen entdeckt, wo sie im Sonnenschein ihr leuchtendes Haar ordnet. — Und immer ist die Bedingung des Bundes, daß der Herkunft und dem Wesen der schönen Jungfrau nicht nachgeforscht werde, damit ihr dämonischer Ursprung nicht offenbar werde unter den Menschen. Er soll und muß ein Geheimniß bleiben. Das ist auch in der flamändischen Ueberlieferung angedeutet, in dem Vorwurf der älteren Königin Matabruna, daß man nicht wisse von wannen Beatrix sei, und welches Geschlechtes.

Dann sind die Walküren aber auch Schwanenjungfrauen; sie nehmen die Gestalt von Schwänen an, und werden oft in dieser Gestalt gesehen. Zu mehreren vereint schweben sie am Ufer eines einsamen Sees hernieder, werfen ihre Schwanenkleider ab, und baden in menschlicher Gestalt in den Wellen. Wer sie im Bade überrascht, sich ihrer Schwanenkleider bemächtigt und dadurch ihre Flucht verhindert, der hat sie in seiner Gewalt und kann sie zwingen, ihm Vieles zu verkünden, was sonst dem Menschen verborgen bleibt. So gelingt es dem grimmen Hagen des Nibelungenliedes auf der Fahrt an Attila's Hof in das Land der Hunnen. In den Meerfrauen, die er im Bade überrascht, deren Gewänder er sich bemeistert, von denen er sich weissagen läßt, und die ihn ein furchtbares Schicksal ahnen lassen —: in der ganzen, von dem christlichen Dichter

Digitized by Google

mit Absicht halb verhüllten Scene, sind die Schwanenjungfrauen, die Walküren des Glaubens der Urzeit gar leicht zu erkennen.

Auch die vermählte Walküre ist durch Wesen und Geschick gezwungen, sich von Zeit zu Zeit in Schwanengestalt den Schwestern anzuschließen. Auch das ist natürlich ein sorgfältig bewahrtes Geheimniß; sie darf dabei nicht in böser Absicht, oder auch nur vorwitzig belauscht werden. Wie in einer anderen Version, die Lohengrin's-Sage nach Cleve verlegt, wo noch am alten Schloß der „Schwanen-Thurm" gezeigt wird, tritt dann die vermählte Walküre in stiller Mondnacht auf einen Söller hinaus, breitet einen Schleier über sich, und schwebt als Schwan durch die Lüfte.

Wird durch ein Wort, einen Vorwurf, durch irgend ein Zeichen kund, daß ihr Wesen verrathen ist, dann muß sie Gemahl und Kinder auf immer verlassen und die Gesellschaft der Menschen meiden. Die Menschen wissen ja nun, daß sie nicht zu ihnen gehört! Auf diese Weise wendet sich die irdische Verbindung einer Walküre in gar vielen Sagen in ein tragisches Geschick. So in der schönen Sage vom Ritter Dimringer von Stauffenberg, die hier einzuschalten wäre, wenn wir uns nicht auf Andeutungen beschränken müßten; — so in der schönen Melusine, die Ludwig Tieck bearbeitet hat. Ja, die Vorstellung, daß Frauen, die einem Geschlecht anderer Art, nicht dem menschlichen angehören, alle Bande lösen und die Gesellschaft der Menschen meiden müssen, sobald ihr Wesen erkannt, verrathen, oder vollends der Gegenstand eines Vorwurfs geworden ist —: diese Vorstellung aus alter Urzeit, vermittelt eben durch die Mährchen, die unsere Kindheit beschäftigen, findet selbst in der deutschen Dichtung neuester Zeit noch einen Widerhall. Wir dürfen uns nur an Goethe's neue Melusine und Fouqué's Undine erinnern.

Auch den Söhnen der Walküre liegt immerdar, wie in der Lohengrin's-Sage, die Verwandlung in Schwäne nahe. Schwanenketten, Schwanenringe, Geschenke der Mutter, sind ihnen mächtige Talismane, die ihnen die menschliche Gestalt sichern, auch wo böser Zauber waltet, überhaupt ihrem Hause Glück und Segen bringen. Von ein und anderem Fürstengeschlecht in Deutschland wurde selbst in noch nicht allzuferner Zeit erzählt, daß es einen Schwanenring besitze und bewahre, was auf die Abstammung von einer Walküre zurückdeutet.

Und wie sich schon in der Möglichkeit einer solchen Verwandlung zu erkennen giebt, ist auch der Sohn einer Walküre noch ein halb-dämonisches Wesen, dessen Ursprung ein Geheimniß bleiben muß und nicht erforscht werden darf. So erklärt sich, daß auch Lohengrin, um seine Herkunft befragt, von Weib und Kind, aus dem Verkehr mit der Welt scheiden muß; es erklärt sich, daß er den Kindern, außer seinem Schwert und Wunderhorn, auch den Ring zurückläßt, den er einst von seiner Mutter erhalten hat —: den Schwanenring!

Die Sage scheint eine weitverbreitete gewesen zu sein, denn sie ist in zahlreichen Bearbeitungen auf uns gekommen, und selbst in mehreren der von Grimm gesammelten Kindermährchen — in den „zwölf Schwänen", den „sieben Raben" — ist ihr wesentlicher Inhalt ohne Mühe wieder zu erkennen. Eines dieser Mährchen bewahrt uns den schönen Zug, daß der Eine der in Schwäne verwandelten Brüder die menschliche Gestalt nicht ganz wiedererhalten kann, weil der Talisman, der ihm dazu verhelfen soll, beschädigt, und nicht vollständig herbeizuschaffen ist; ihm fehlt der linke Arm; er behält anstatt dessen einen Schwanenflügel an der Schulter.

Und fast noch bestimmter tritt in diesen Kindermährchen hervor, was freilich schon die flamändische Ueberlieferung, der

Digitized by Google

wir bis hierher folgten, nicht zweifelhaft läßt: daß nämlich auch diese Sage, die in dem deutschen Gedicht des Mittelalters ein in so eigenthümlich mystischer Weise christliches Gewand angelegt hat — die neuerdings Richard Wagner versucht hat, uns in dieser, nicht gerade glücklichen Verkleidung als Oper vorzuführen —: daß auch diese ihrem innersten Wesen nach auf heidnischem Grunde ruht; auf dem Nationalglauben deutscher Urzeit.

Die Nibelungen und Lohengrin haben uns nun aber auf einen Punkt geführt, von dem aus sich uns ein Blick in das Wesen, in die Bedingungen epischer Dichtung überhaupt eröffnet.

Suchen wir uns von dem Eindruck Rechenschaft zu geben, den Volkssage und Mährchen auf uns machen, so finden wir etwas darin, daß uns selber überrascht und zum Nachdenken auffordert. Alle diese Ueberlieferungen genügen den Forderungen nicht, die wir an ein Kunstwerk stellen; sie stehen, wie wir schon zu Anfang bemerken mußten, fragmentarisch, unvollständig, vielfach sogar verstümmelt vor uns, und dennoch fesseln sie uns mit einer Gewalt, die über den Werth, den sie als Werke freier, willkürlicher Dichtung haben könnten, weit hinausgeht.

Und nun sehen wir, daß sich, wie bei den Griechen in der Ilias und Odyssee, so auch bei den Deutschen, die Nationalsage in dem Nibelungenlied und Lohengrin zum Epos gestaltet hat. Wir sehen, daß dies geschehen ist, trotz der sehr entschiedenen Ungunst der Zeiten, die namentlich in Beziehung auf das Nibelungenlied kaum größer gedacht werden könnte; während die Kirche unabläßig bemüht war, diese Ueberlieferungen

als heidnische gänzlich in Vergessenheit zu bringen; während die Höfe bemüht waren, sich die verfeinerte Sitte der Provençalen anzueignen; während demgemäß die, von den Fürsten und von den Damen begünstigten Dichter und Sänger die Dichtungen der französischen Troubadours und Trouvères nachzubilden suchten, meist fremde Stoffe, auswärtige Sagen behandelten, und vor allen den König Arthur und seine Tafelrunde verherrlichten.

Betrachten wir dann jene, so wenig von den Umständen begünstigten, nationalen, epischen Gedichte in der Gestalt, in der sie auf uns gekommen sind, besonders das Nibelungenlied, das Werk eines unbekannten, namenlosen Dichters, so müssen wir uns wohl gestehen, daß wir es, als ein Werk der Kunst betrachtet, nicht in die erste Reihe ähnlicher Schöpfungen stellen dürfen. Der Sänger, dem wir es verdanken, war eben ein Sohn seiner naiven, beschränkt gebildeten Zeit, und kann wohl selbst solchen Zeitgenossen, wie Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, nicht gleich geachtet werden. Sein Verdienst liegt überhaupt eigentlich wohl nur darin, daß er zu unserem Glück den Inhalt der Sage unbefangen auffaßte, und sie wieder gab, wie sie zu seiner Zeit gestaltet war, ohne neue Elemente hinzuzufügen.

Und doch, so wenig wir in dem Gedicht den Ausdruck eines individuellen Dichtergeistes, eines hervorragenden Talents bewundern können —: mit welcher Gewalt ziehen uns die großartigen Bilder an, die heroischen Gestalten aus ferner und uns doch so nahe verwandter Vergangenheit, die es uns vergegenwärtigt. Wir kehren immer wieder mit erneutem Interesse zu dieser Dichtung, zu diesem Heldengesange zurück; immer von Neuem erwacht Verlangen und Streben, das geistige Leben unserer Vorzeit, das hier seinen Widerhall gefunden hat, in

Digitized by Google

allen seinen Elementen tiefer und tiefer zu ergründen, lebendiger aufzufassen. Und stets von Neuem versucht sich auch die Kunst der Gegenwart an ihnen. Ein Meister, wie Cornelius, sucht uns die Heldengestalten, die Kämpfe des Nibelungenliedes in Wandgemälden zur Anschauung zu bringen; das Drama versucht uns diese Helden redend und handelnd zu zeigen — und wie manches deutsche Gedicht gedenkt ihrer, und beruft sich auf ihre allbekannten Namen.

Es liegt eine wunderbare Macht in dem, was gleichsam freiwillig, naturwüchsig, aus dem Geist und Leben einer weltgeschichtlichen Nation hervorgeht!

Doppelt wird uns das anschaulich, wenn wir den mächtigen Wiederhall, den Volkssage und Mährchen und das aus ihnen hervorgegangene Epos in dem Geist des weiter lebenden Volks finden, mit der Wirkung vergleichen, die das Kunst-Epos, dasjenige epische Gedicht auf das Leben übt, das uns, unabhängig von volksthümlicher Ueberlieferung, als die individuelle und willkürliche Schöpfung eines begabten Dichtergeistes entgegentritt.

Vom Dante sprechen wir hier natürlich nicht; sein großartiges, philosophisches Gedicht, das sich der Geschichte seiner eigenen Zeit nicht erzählend, sondern commentirend auf das engste anschließt, und auf eine ideale Weltordnung als auf ein in der wirklichen Welt und geschichtlichen Gegenwart zu erstrebendes und zu erreichendes Ziel hinweist, kann nur in sehr bedingter Weise ein Epos genannt werden. Es ist mehr und weniger, und gehört nicht in die Kreise, die uns hier beschäftigen. — Auch spielende Dichtungen, wie Spencer's Feen-Königin, und so ganz armselig mißlungene, wie Voltaire's Henriade, können wir wohl mit Stillschweigen übergehen. Nur das Höchste und Beste, was auf diesem Gebiet geleistet

worden ist, soll uns als Maßstab dafür gelten, was darauf geleistet werden kann. — Wir wenden uns zum Tasso und Ariost.

Ihre Werke, das befreite Jerusalem, und besonders der rasende Roland, sind die Schöpfungen hochbegabter Dichtergeister, wer wollte das in Zweifel ziehen! — Ja, wenn wir namentlich den genialen Meister Ludwig, den Ariost in das Auge fassen, tritt uns die Frage nahe: wer wäre ihm wohl überhaupt an Geist und Bildung überlegen zu achten? — Und wenn wir den Dante, Shakespeare und Goethe genannt haben, als Geister von größerer Tiefe, die zugleich einen weiteren Horizont umfaßten, könnten wir bald in Verlegenheit gerathen um Namen, die wir unbedingt und ohne Rücksicht höher stellen dürften, als den seinigen.

Fragen wir aber alsdann, was denn seine und Tasso's Dichtungen gewirkt haben im Leben der Menschheit im Allgemeinen, des italienischen Volks insbesondere? — Was sie demnach wiegen und bedeuten in dem fortschreitenden Culturleben Italiens? — So müssen wir uns gestehen: sehr wenig! — In der That wenig mehr als nichts! — Ein staunenswerther, kaum zu überbietender Aufwand von Talent und Geist erscheint hier durchaus unfruchtbar verschwendet!

Tasso's befreites Jerusalem ist das Entzücken einer Anzahl italienischer Akademien geworden, die Werke der Kunst mühselig zergliedern, um dann überaus subtil und sorgfältig zu urtheilen, deren Stimme aber, außerhalb ihres Sitzungs-Saals im Windeswehen der Zeit ungehört verhallt. Ariost's Gedicht hat, während es stückweise, in planlosem Dichter-Uebermuth eines reichen Geistes entstand, die glänzenden, fein gebildeten, sittlich verderbten und kühn freigeisternden Fürstenhöfe Italiens ergötzt. Die feine Ironie, mit der Ariost diese ganze Helden- und Ritter-

Digitized by Google

welt, ja, eigentlich alles Ideale im Leben behandelt, war ganz dazu geschaffen, die eleganten Kreise seiner Zeit geistreich und skeptisch spielend zu beschäftigen. Weiter aber hat sich nichts daraus ergeben.

Für das Nationalleben Italiens haben beide Gedichte nie eine andere Bedeutung gehabt, als diese, und heutzutage vollends, kaum dreihundert Jahre nach ihrer Entstehung, sind sie in Wahrheit vollkommen verschollen und todt, mit welchem Stolz sich die Italiener auch auf diese Perlen ihrer Literatur berufen mögen. Sie sind wirklich in Italien selbst nur noch der Gegenstand eines antiquarischen Interesses. Nur Fachmänner, Adepten der Literatur, lesen sie wohl noch im Ganzen, um daraus Regeln der Dichtkunst zu abstrahiren, und dann den Maßstab, den sie da im Schweiße ihres Angesichts gewonnen haben, in der geistlosesten Weise auf die Schöpfungen der Gegenwart anzuwenden. Sehr klein ist außerhalb dieser Kreise in Italien die Zahl derjenigen, die auch nur einzelne berühmte Stellen im Ariost gelesen haben. Das heißt die Stellen, die wegen des höchsten Wohllauts der Verse gepriesen werden, oder wegen der kühnen Schilderung weiblicher Schönheit, oder als gewagte Scenen, die der Dichter mit unendlichem Geist, unübertrefflicher Grazie, glühenden Farben und kecker Hand gezeichnet hat. — Diejenigen Stellen, die sich mit kühnem und geistreichem Spott gegen die Kirche, ihre Diener und ihre Lehren wenden, pflegt in den altadeligen Häusern Italiens der Hauscaplan, der abate di casa, in den Exemplaren seiner Beichtkinder sorgfältig mit weißem Papier zu überkleben.

Noch weniger Einfluß haben diese Dichtungen natürlich in weiteren Kreisen geübt. Sie sind den Deutschen in neuerer Zeit durch treffliche Uebersetzungen näher gebracht worden —: aber haben sie irgend Wurzel gefaßt im deutschen Geist? — Haben

Digitized by Google

sie einen Wiederhall gefunden im Culturleben der Deutschen? — Haben sie auf dessen weitere Entwickelung auch nur einen solchen Einfluß gehabt, wie Herder's Uebersetzung der spanischen Volkslieder vom Cid? — Gewiß nicht! — Es wird wohl niemand versucht sein, diese Fragen insgesammt anders als mit nein! zu beantworten.

Sehen wir demnach die Schöpfungen eines Dichters wie Arioſt verloren, und fragen wir uns, warum sie es sind, trotz aller Kunst und Grazie, während andere kunstlosere, einfachere, dichterische Erzählungen, die nicht den Stempel einer vollendeten geistigen Bildung an sich tragen, uns mit unwiderstehlicher Macht ergreifen und beschäftigen, — so führt uns schon die Erfahrung zu der Ueberzeugung, daß es kein wahres, großartiges, durchgreifendes, im Leben lebendig widerhallendes Epos geben kann, als dasjenige, was auf der nationalen Volkssage ruht, und aus ihr hervorgegangen ist.

Und wir können uns dann auch wohl Rechenschaft davon geben, warum dem so ist. Welchen anderen Stoff könnte die epische Poesie versuchen uns dichterisch zu verklären? — Die Geschichte? — Die Geschichte einer hellen, durchsichtigen, genau bekannten Zeit? — Sie bietet dem dramatischen Dichter, der uns die Vergangenheit als Gegenwart neu zu beleben weiß, den reichsten, den würdigsten, den dankbarsten Stoff —: nicht der epischen Dichtung. Denn mit welcher Berechtigung wollte auf dem Gebiet geschichtlicher Erzählung der poetische Ausdruck, gebunden in der Form, und eben deßhalb und dadurch der strengen Gebundenheit in Beziehung auf den Inhalt widerstrebend, an die Stelle des präciſen Ausdrucks gewiſſenhafter Erzählung treten? — Führt doch schon die übermäßige Sorge um den Styl, wie wir sie bei den Franzoſen wahrnehmen, ganz von selbst zur Unwahrheit.

Digitized by Google

Auch ergiebt sich aus der Erzählung, sofern sie der einfachen Wirklichkeit redlich treu bleibt, keine künstlerische Composition, wie sie das Dichterwerk bedarf. Eine Reimchronik, wie uns deren das Mittelalter hinterlassen hat, ist kein episches Gedicht. Das kann niemandem entgehen — und so haben denn auch diejenigen Dichter, die zu verschiedenen Zeiten den Versuch gewagt haben, wie Tasso in dem befreiten Jerusalem, ein großes geschichtliches Ereigniß als Gegenstand eines epischen Gedichts zu behandeln, stets das Bedürfniß empfunden, die Geschichte vor allen Dingen gleichsam in eine Sage zu übersetzen, um sie für ihre Zwecke brauchbar zu gestalten. Sie haben das selbst dann als nothwendig erkannt, wenn ihnen — wie man wohl vor allen von Voltaire, dem Verfasser der Henriade, mit größter Bestimmtheit sagen kann — jeder Sinn, jedes Verständniß für das Wesen der Sage und ihre Bedeutung fremd geblieben war; wenn sie sich auch weiter gar nichts dabei zu denken wußten, als daß man es ungefähr so machen müsse, wie der vielgepriesene Virgil; daß man „übernatürliche Agenten" in die Handlung verweben müsse, um das Interesse für diese zu steigern; das gehöre nun einmal zu dem Wesen epischer Dichtung.

Allein! — In früheren Zeiten glaubte eine unkritische Geschichtschreibung wohl, aus der Sage Geschichte machen zu können, wenn sie nur das Wunderbare wegschnitte. Doch ist das natürlich nie gelungen. Was man auf diese Weise für Geschichte ausgeben wollte, war und blieb eben eine verkümmerte, jeder Bedeutung beraubte Sage. Der Versuch, umgekehrt, die Geschichte einer in hellem Licht bestimmt bekannten Zeit, gleichsam vor unseren Augen in eine Sage zu verwandeln, indem man ein willkürlich ersonnenes Phantastische und Wunderbare hinein verwebt, kann gewiß noch weniger je gelingen. Dies Phantastische, Wunderbare macht uns keine Illusion; es bildet

Digitized by Google

zu dem Geschichtlichen einen Gegensatz, der stets unvermittelt bleibt; wir vergessen nie, was es seiner Natur nach ist — und so heben in einem solchen Gedicht Wahrheit und Dichtung sich stets gegenseitig auf. Keine Macht des Talents vermag uns für seine übernatürlichen Agenten, ungeschichtlichen Verhältnisse und Gestalten diejenige ernste Theilnahme abzugewinnen, die ich den epischen Glauben an ihr Dasein nennen möchte. Der Dichter vermag das nicht, wo die ernsten Heroen der Geschichte in solcher Weise unmittelbar neben den luftigen Phantasiegestalten seiner Schöpfung stehen, und ihr Dasein fortwährend Lügen strafen. Armida's Zaubergärten sind in Tasso's Gedicht unstreitig sehr schön, und Rinaldo's Abenteuer in ihren Schatten reizend genug, aber wir vergessen nie, daß sie nichts weiter sind, als die Schöpfungen einer spielenden Phantasie, und sie gewinnen nie irgend eine Realität in unserer Vorstellung. Eben deßhalb lassen sie uns am Ende gleichgültig, so gut wie Armida's melodische Klagen über ihre getäuschte Liebe.

Will sich die epische Dichtung nicht sowohl an die Stelle der Geschichte setzen, als neben sie treten, indem sie uns in Lebenskreise einführt, die von den großen geschichtlichen Ereignissen nur mittelbar berührt werden, und in denen auch zu geschichtlichen Zeiten noch für die Sage Raum bleibt — sie vermag es, wie es denn namentlich Walter Scott mit Glück versucht hat, — aber doch kaum anders, als indem sie den eigentlichen Inhalt der Geschichte unberührt läßt, und womöglich eine örtliche Sage zu Hülfe nimmt. Einleuchtend aber ist, daß auf solchem Boden nicht großartige Werke geschaffen werden können, die Epoche machen in dem Culturleben einer Nation.

Wie anders steht uns das Epos gegenüber, das aus der nationalen Volkssage hervorgegangen ist, und ihrem Geiste treu bleibt! — Eine frühere Zeit, die nicht kritisch zu untersuchen

Digitized by Google

wußte, nahm ihren Inhalt mit einfachem Glauben als Geschichte auf. Als solche erzählen, wie wir gesehen haben, flandrische Chroniſten Lohengrin's Schickſale — und deutſche Kaiſer ließen bei Worms Siegfried's Grab aufſuchen, ließen Hühnengräber öffnen, die für die Ruheſtätte des Helden galten. Wir, die Söhne einer ſpäteren, kritiſchen Zeit, können freilich ſolchem Irrthum nicht verfallen, aber wir bringen dieſen Ueberlieferungen doch immer jene Art gläubiger Theilnahme entgegen, die ich ſchon vorhin als epiſchen Glauben an ihren Inhalt zu bezeichnen wagte. Wir wiſſen, daß die Begebenheiten, welche die Sage berichtet, nicht im eigentlichen Sinn als Geſchichte aufgefaßt werden dürfen, ja, daß es gar ſeltſame Irrungen veranlaſſen müßte, wenn man ſie dafür halten wollte —: aber wir können uns auch der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß ſie dennoch in einem höheren, weiteren Sinn einen poetiſch geſtalteten Kern bedeutſamer Wahrheit in ſich tragen: die religiöſen Anſchauungen unſerer Ahnen — und — mag auch das Allgemeine in das Enge gezogen, auf einzelne Heldengeſtalten vereinigt, — Beſonderes dagegen in unberechenbarer Weiſe in das Allgemeine erweitert ſein — alte — uralte geſchichtliche Erinnerungen aus dem Kindesalter der Nation. — Wir wiſſen, daß ſich in dieſen Ueberlieferungen das Leben und Bewußtſein der Vergangenheit, und trotz aller Veränderungen, die ſie im Lauf der Jahrhunderte erfahren haben, das Leben der Urzeit mit der Treue des unmittelbaren Ausdrucks ſpiegelt. Sie werden uns um ſo ehrwürdiger, je mehr wir ſie ſelbſt und ihre Beziehungen zu dem Leben durchforſchen, je beſtimmter und genauer wir ſie in das Auge faſſen, je lebendiger wir uns ſie zu vergegenwärtigen wiſſen.

Müſſen wir ſo in der Volksſage, in der nationalen Ueberlieferung den allein möglichen Boden für das epiſche Gedicht

Digitized by Google

höchster Art anerkennen — wie Vieles und Bedeutsames sind wir genöthigt daraus zu folgern!

Es ließe sich vielleicht nachweisen, daß ein Epos von nationaler Bedeutung überhaupt nur bei einem Urvolk möglich ist, das heißt bei einem Volk, das seine gegenwärtige Gestalt, seinen besonderen Charakter in der Reihe der geschichtlichen Nationen, im Wesentlichen schon in vorgeschichtlicher Zeit, in seinem Kindesalter angenommen, und in folgerichtiger Entwickelung seines Culturlebens bewahrt hat — ohne je auf irgend einer höheren Stufe bewußter Civilisation, in den hellen Zeiten der Geschichte, durch Mischung mit anderen Stämmen eine Umgestaltung seiner Nationalität, seiner Sprache und seines Wesens zu erfahren; — bei einem Volk, das eben deßhalb die Poesie und Geschichte, die Ueberlieferungen aus der Zeit seiner Kindheit in die späteren Perioden seines Culturlebens mit hinübernehmen konnte.

Wir möchten glauben, daß z. B. gerade den Italienern, die unter allen neueren Völkern die glänzendsten Versuche gemacht haben, das eigentliche, echte Epos mit einer Art von Naturnothwendigkeit versagt ist. Die Italiener sind ein neues Volk; sie sind weder Römer, noch Celten, noch Longobarden. Römische, celtische und longobardische Ueberlieferungen sind ihnen in gleicher Weise fremd geworden und verloren gegangen, und eine eigenthümlich italienische Sage giebt es nicht.

Andererseits ist von Theoretikern, die nicht mit Bestimmtheit in der Sage die Bedingung und Grundlage des nationalen Epos anerkennen, die anderen Anschauungen huldigen, und sich dabei gern in Abstractionen von größter Allgemeinheit ergehen, der Satz aufgestellt worden, daß die epische Dichtung ihrer Natur nach nicht nur vorzugsweise, sondern in der That ausschließlich einer jugendlichen Epoche des Culturlebens der Völker an-

Digitized by Google

gehört, der es eigen ist, die wechselnden Erscheinungen des Daseins, That und Ereigniß, unbefangen aufzufassen und wiederzugeben; — daß eine spätere Zeit reiferer Civilisation dagegen vorzugsweise auf das Drama angewiesen ist, als die Hauptform der Dichtung, in der sie den Inhalt ihres eigenen Lebens wiederzugeben vermag.

Der Satz hat etwas Bestechendes und eine scheinbare Tiefe, ist aber doch in dieser Allgemeinheit nicht frei von Willkürlichkeit, und wir dürfen ihn wohl nur mit gewissen Einschränkungen gelten lassen. Viel entscheidet in dieser Beziehung gewiß, welcher Art die Bildung ist, zu der ein Volk, seiner Natur gemäß, in seinem reiferen Mannesalter gelangt. Eine Bildung, die, wie die französische, Rhetorik zur Grundlage hat, wird sich allerdings nie zu der schlichten Größe zu erheben wissen, die das Epos fordert. Aber die Bildung einer fortgeschrittenen Zeit ist nicht nothwendiger Weise eine solche. Ein Gedicht wie Herrman und Dorothea beweist, daß die Unbefangenheit epischer Darstellung auch der vollendeten Bildung nicht unbedingt versagt ist.

Wie dem auch sei, ein großartiges Bewußtsein eröffnet sich uns, wenn wir den Blick rückwärts wenden, auf das reiche Erbe uralter Ueberlieferungen, das uns geblieben ist.

Erinnerungen aus ferner Zeit, die weit jenseits aller Geschichte liegen — aus der Kindheitszeit unseres Volks, umschweben von Geschlecht zu Geschlecht unsere eigene Kindheit — umgeben fast jeden Fels, fast jede eigenthümliche Schöpfung der Natur im weiten Vaterlande, mit dem Zauberschmuck der Poesie.

Und nicht nur in Lied und Sage klingt die Erinnerung an die längst vergangenen Tage frühester Entwickelung wieder, in

CLEVELAND PUBLIC LIBRARY

heimischen Tönen, in denen wir unser eigenstes Wesen wieder erkennen — wie manche alte Sitte, wie manches Bild und Zeichen ist uns unverändert aus jener fernen Urzeit geblieben.

Die Johannisfeuer — ich kann sie nie ohne tiefe Bewegung in der Sonnenwendenacht auf unseren Bergen lodern sehen, nie, ohne daß der Gedanke wach würde, diese Feuer haben Jahrtausende hindurch stets in derselben Nacht, in derselben Jahresstunde, demselben, stets unveränderten Volk geleuchtet. — Die Bilder Hengist's und Horsa's zieren heute wie vor Jahrtausenden den Giebel jeder Hütte in der Altmark und Westphalen. Und dieses selbe, uralte Feldzeichen des Sachsenstammes, das eine der silberweißen Rosse Wodan's — unser König und Landesherr führt es noch heute in seinem Wappenschilde, als Herzog der Sachsen.

So sind die Erinnerungen aus der Urzeit überall mit unserem heutigen Dasein verwebt. Wir sind eben nicht, gleich den Nationen welscher Zunge, ein in später Zeit wie zufällig entstandenes Volk, das seine Vorfahren nur wenige Jahrhunderte zurück, in unter sich verschiedenen, und seinem heutigen-Wesen insgesammt fremden Stämmen suchen müßte.

Wir sind das älteste und ursprünglichste der heute lebenden Culturvölker.

Digitized by Google

DO NOT REMOVE

SLIP FROM POCKET

DEMCO

Digitized by Google

ALP Collections Vault
3 0000 121 006 922

Digitized by Google